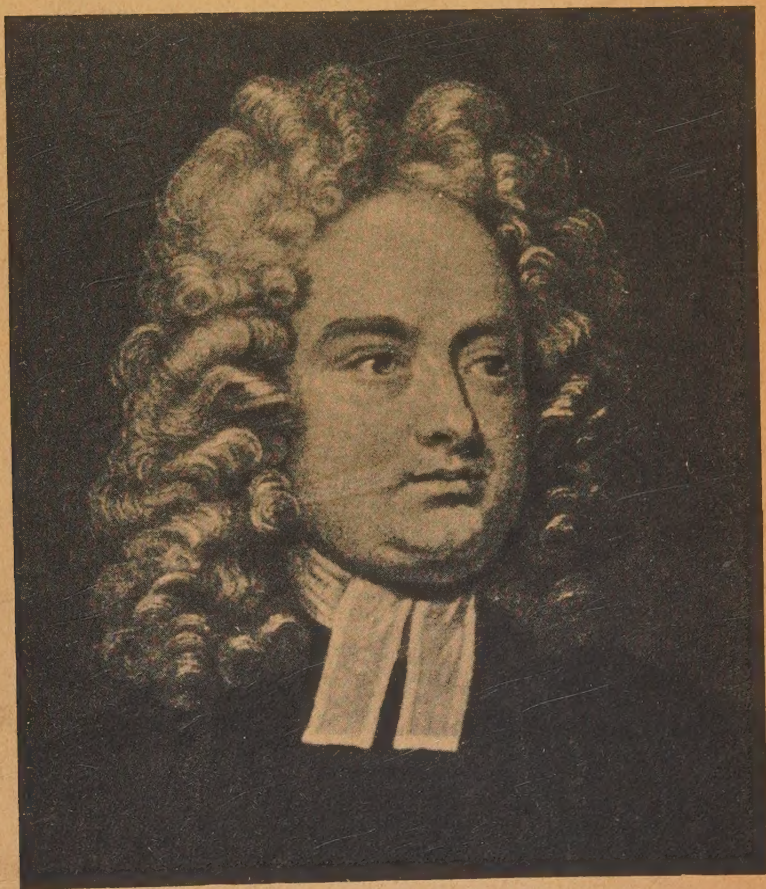


DEUTSCHE RUNDSCHAU

JAHRGANG
FEBRUAR 1936



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
MIT MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

ZEITUNG 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

Deutsche Rundschau

GRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
VEREIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · EINZELPREIS 1.50 RM.
Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
licher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungskosten · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
H R I F T L E I T U N G : B E R L I N W 30 · M A C K E N S E N S T R A S S E 11

JAHRGANG

FEBRUAR 1936

INHALTSVERZEICHNIS

Die Nachfolgestaaten des türkischen Sultanreiches / Von Karl Klinghardt	
Mit 6 Abbildungen und einer Karte	97
Lebendige Vergangenheit: Jonathan Swift / Mit einem Bild	108
Was kann man gegen die Fremdheit tun? / Von Paul Fechter	113
Zur Psychologie des Politikers / Von Rudolf Pechel	121
Himalaja, ein Stück menschlichen Willens / Von Felicitas von Reznicek	
Mit 3 Abbildungen	129
Blickrichtung: Technik / Von Walter Parey / Mit 6 Abbildungen	139
Rundschau	145
Die Zeichen mehrten sich · Sparbarkeit · Reformmöglichkeiten der katho- lischen Kirche · Von Kreuzottern, Tigern und Automobilen · Geht es ohne Physik? · Die Fremdheit · Ein erfreuliches Jubiläum	
Raffernland, Eine deutsche Sage / Roman / Von Hans Grimm	153
Literarische Rundschau:	
Neue deutsche Biographie	182
Dichtung im doppelten Kampf?	182
Romane	183
Literaturgeschichte und Dichtung	185
Militärisches	187
Länder und Landschaften in Bildern und Karten	188
Biographien	190
Musik	191
Geschenkbüchlein	192



KONRAD SCHÜNEMANN

Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia

Erschienen in den Veröffentlichungen des Instituts für Erforschung
des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und
des Instituts für ostbayerische Heimatforschung in Passau

Herausgegeben von

Professor **Dr. Karl Alexander v. Müller** und Professor **Dr. Heunwieser**

379 Seiten. Kartoniert RM. 5.—

Aus zahlreichen Pressestimmen:

„Die deutsche Bevölkerungsgeschichte des 18. Jahrhunderts wird hier bearbeitet und gewertet und was vor uns heraufwächst, das sind die deutschen Sprachinseln im Banat, in der Batschka und wo sie sonst sind in Rumänien, Jugoslawien und Ungarn. Vor allem tritt die deutsche Sozialgeschichte ins Licht hier, die Lage des deutschen Bauerntums und manches sehen wir, wenn wir dieses Buch gelesen, durchgearbeitet haben, anders, als wir vorher angenommen hatten. Ein überaus wichtiges Buch, von der größten Bedeutung für das deutsche Volkstum.“ Mainzer Anzeiger vom 27. 11. 35

„Schünemanns tiefgründige Studien in Wiener Archiven und ihre Auswertung im vorliegenden Buch verdienen höchste Anerkennung.“ Dresdner Anzeiger v. 19. 12. 34

„Der Blutaustausch der einzelnen deutschen Volksteile und Volksschichten untereinander und mit fremden Völkern ist quellenmäßig bisher kaum oder doch nur ganz wenig untersucht worden. Der sehr verwickelte Werdegang des heutigen Bevölkerungsbildes ist zu kurz gekommen. Um so höher ist die große Forscherarbeit des Professors an der Berliner Universität, Dr. Konrad Schünemann, zu bewerten, der, wie in dem vorliegenden Bande geschehen, die deutsche Bevölkerungsgeschichte des 18. Jahrhunderts in einem ihrer wesentlichen Abschnitte bearbeitet hat: „Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia“. Essener Volkszeitung, Essen, vom 17. 11. 35

VERLAG DEUTSCHE RUNDschau G.m.b.H. / BERLIN

NEUE BÜCHER

Kinderbücher

Lisa Sezner, die so wunderhübsch Märchen erzählen kann, ist mit einem eigenen Märchen — denn eine Erzählung bewahrt den Charakter des Märchenhaften — geschmückt mit hübschen Zeichnungen: Willi Harwerth, gekommen. Ihre Geschichte "Was am See geschah" (Berlin, Herbert Stuffer) richtet von den Schicksalen zweier Knaben in drei verschiedenen Lebensumständen, Schloß und Teiche, die beide durch ein wunderliches Spiel des Falls die Namen Rosmarin und Thymian benennen. Durch einen Badeunfall werden die Knaben tauscht: der arme Junge, der ein Gemeindefeld kommt ins Schloß, der Reiche an seine harte Arbeitsstelle. Unter einem Märchenzwang führen sie ihre neue Rolle durch, bis endlich alles zum Ende nach vielen Verwicklungen sich klärt und der Leben in Freundschaft versöhnt bleibt. Das hat Lisa Sezner sehr hübsch erzählt. Auch der Verlag A. H. Payne, Leipzig, hat eine Reihe von empfehlenswerten Kinderbüchern herausgebracht. Aus deutscher Vorzeit, aus den Besitzungskriegen, aus dem Weltkrieg und Tiergeschichten: Albert D. H. Lampe, "Ein Held reht nach Walhall" (1,25 RM.); F. Gebhardt, "Flammenzeichen" (1,80 RM.), eine Familienpapieren zusammengestellte Erzählung aus der deutschen Erhebung 1813, freisend um

Blücher; Otto Neuenburg und Eugen von Reznicek (1,25 RM.), "Ran an den Feind", ein Heldenlied auf die Taten der schwarzen Waffe, unserer Torpedoboote, im Kriege, und die Tiergeschichte "Schnellfuß" von H. F. Kuhlmann, die Geschichte eines bösen Fuchses, des Jägers und Mörders der wehlosen Kreatur in Wald und Feld. Alle Bücher sind gut und reichlich illustriert. — Auch das Buch von H. Gottschalk-Emden "Ich war dabei", das die Erlebnisse des Verfassers in der Bearbeitung von Wolfgang Alberty erzählt, eignet sich für die Jugend, denn die schlichte Wahrheit des Matrosen H. Gottschalk gibt wirklich ein überzeugendes Bild des Geistes, aus dem heraus allein die Heldenfahrt der Emden möglich wurde. (Leipzig, Fr. Brandstetter, mit mehreren Tafeln, 2,25 RM.)

Ein fruchtbarer Gedanke wird in der Sammlung des Dom-Verlages Berlin verwirklicht, "Wir gehen auf große Fahrt", in der gute Kenner der beschriebenen Länder in frischer, einprägsamer, von geographischem Lehrwillen unbeschwerter Form ein Bild der fremden Länder vermitteln, das in jungen Herzen den Trieb in die Ferne steigern wird: Werner Haider, "Ich zeige Dir England" und "Ich zeige Dir Tirol"; Louise Diel "Ich zeige Dir Italien" und E. G. Erich Lorenz "Ich zeige Dir die Mandchurei". Das ist lebendige Kost, die wir empfehlen können. D. K.



Mitdeutschland	4.50
"	35.00
Baden	4.50
Bayern	4.00
Deutsch. Reich	2.50
Nord. Bund	3.25
Sachsen	2.00
Th. u. Thür.	4.75
Württemberg	3.50
Vergedorf	20.00
Kreuzer- und Groschenwerte	
Le garantiert echt	
Bayern	0.75
Bulgarien	1.20
Finnland	1.30
Österreich	0.90
Rußland	1.75
Schweden	1.25
Ungarn	0.75
Württemberg	2.75
100 Alter Welt	2.50
(alle verschieden)	
Rußlandliste neu erschienen	

Carl Willadt
Pforzheim Wi.

Briefmarken
Ankauf - Verkauf
Preisliste 5 gratis
PHILIPP KOSACK & CO.
BERLIN C2, Burgstraße 13

Nur 10 Pfennig
kostet die 6gespaltene Millimeterzeile
in der
„DEUTSCHEN RUNDSCHAU“

Sie wollen Ihre Sprachkenntnisse auf-
frischen und neue Sprachen hinzulernen?

Lesen Sie die einzigartige moderne Sprachen-Monatsschrift
WELTVERKEHRS-SPRACHEN
die in jedem Heft Unterricht, Unterhaltung und Belehrung in
8 SPRACHEN FÜR NUR 85 PF.
monatl. bietet. — Verl. Sie noch heute ein Heft zur Ansicht

An den Verlag der „Weltverkehrs-Sprachen“, Abtlg. 32, Leipzig C1, Postf. 438
Senden Sie mir unverbindlich ein Heft der „WVS“ zur Ansicht. Bei Nichtgefallen
verpflichte ich mich, das Heft innerhalb von 2 Wochen an Sie zurückzusenden

Name:
Ort:
Straße:

LEIPZIG * Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Ostern 1936: Neuer Jahreskurs, auch für Damen u. Ausländer.
Satzung u. Lehrplan durch die Verwaltung, Platostraße 1a.

Handschrift und Charakter

Keine private oder berufliche Entscheidung
ohne wissenschaftliche Handschriften-
deutung und persönliche Beratung!

Hella Baresel-Schmitz, München, Giselastraße 2

Wofür?

Ableitendes
Wörterbuch
der deutschen
Sprache v. E.
Wassergieher

80. Tausend

Jah. 46 4.10

Verl. Dammers Verlag, Berlin

Beachten Sie den
Fotowettbewerb

im Januar-Heft des

„Querschnitt“

mit Preisen im Werte von
insgesamt 500.— Reichsmark
Einsendungstermin 1. 3. 1936

*

Alle näheren Bedingungen
enthält das Januar-Heft. In
jeder Buchhandlung und an
allen Kiosken erhältlich

*

Kalender

Die „Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr“ gibt im 15. Jahrgang den Deutschen Kalender 1936 heraus (München, E. Gerben, 2,50 RM.). Der Kalender hat für je drei Tage ein Bild aus der unerschöpflichen Schönheit deutscher Städte und deutscher Landschaft in recht guter Wiedergabe, so daß der Zweck voll erreicht wird: der Wunsch, die engere Heimat näher kennenzulernen, wird geweckt und genährt. — Der „Deutsche Reichsbahn-Kalender für 1936“ (Leipzig, Konfordia-Verlag, 3,20 RM.) bringt wiederum 160 Blätter auf Kunstdruckpapier mit einem hübschen bunten Titelblatt. Er braucht keine Empfehlung mehr. Sehr eindringlich schildert dieser Jahrgang einmal, was die Deutsche Reichsbahn den einzelnen Deutschen sein will. Ihre Bedeutung wird durch knappe und einprägsame Zahlen erläutert. Die schon eingeführten Abschnitte „Mit der Reichsbahn durch deutsche Lande“ und „Aus dem Betriebe der Reichsbahn“ sind vermehrt um „Reichsbahn und Technik“ und „Reichsbahn und Architektur“. Es ist erstaunlich, wie lebendig wiederum hier noch Neues und Wesentliches geboten wird. — Der Albrecht Dürer-Kalender (Dresden, E. S. Graeger) bringt für jede Woche in Postkartenform sehr gute Reproduktionen von Dürerschen Zeichnungen in geschickter Auswahl, die an den allgemein bekannten vorbeigehen und unbekanntere Meisterwerke, vor allem auch der Dürerschen Kleinkunst, berücksichtigt. D. M.

Kappel



Obige Preise verstehen sich einschließlich Koffer

MASCHINENFABRIK KAPPEL

G. m. b. H.

CHEMNITZ-KAPPEL

Ein Buch für den Naturfreund:

JOHANNES GEBBING

**Ein Leben
für Tiere**

290 Seiten Text und 79 Abbildungen
auf Kunstdrucktafeln

In Ganzleinen gebunden 5.80 RM.

„Gebbing, der richtungsgebende Fachmann, der feinfühligste Deuter der Tierseele und aufopfernde Tierfreund, ist auch ein Meister der Feder. Das reich gebildete Buch liest sich streckenweise wie eine Abenteuergeschichte.“

(Chemnitzer Tageblatt, Chemnitz)

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

Die Nachfolgestaaten des türkischen Sultanreiches

VON

KARL KLINGHARDT

Im Lausanner Vertrag vom August 1923 hat die Ankara-Türkei auf alle arabischen Gebiete des ehemaligen türkischen Sultanreiches verzichtet. Dieser Verzicht war aber schon in dem (natürlich einseitigen) türkischen „Nationalpakt“ vom 7. August 1919 ausgesprochen worden. Die Neue Türkei hat mit dieser Selbstbescheidung, wie mit der Verlegung des Regierungssitzes nach Inner-Kleinasien zugleich eine Anregung befolgt, die der deutsche Türkei-freund, von der Soluk-Pascha, schon ein Jahrzehnt früher gegeben hatte.

Den in dieser Weise abgetretenen Ländern¹⁾ war schon während des Weltkriegs (Oktober 1915) ein einheitliches und klares Schicksal bestimmt worden. Der bekannte englische Propagandist, Oberst Lawrence, hatte seit seiner ersten Einflußnahme dem nachmaligen König des Hedschas, dem damaligen Scherifen Hüffein von Mekka, ein großarabisches Reich in Aussicht gestellt, als Lohn für einen Abfall von der Türkei und für eine Kriegsbeteiligung auf englischer Seite. Dieses Reich sollte von der Grenze des britischen Gebietes bei Aden über Syrien und Mesopotamien hinaufreichen bis an den 37. Breitengrad, das heißt bis etwa dahin, wo heute die nationaltürkische Landesgrenze läuft.

In der Praxis ist es nun anders gekommen. England hatte nicht die Absicht, das schon im Weltkrieg erkennbare „Erwachen“ des asiatischen Arabertums (das für Ägypten, den Sudan und auch für das mohammedanische Indien bedrohlich wirken muß) in einem arabischen Großreich vorsichgehen zu lassen. Der eigentliche Plan, der erst nach und nach erkenntlich wurde, ging von dem bewährten Grundsatz „divide et impera“ aus und schuf in dem „großarabischen“ Raum, neben den schon vor dem Kriege englisch beherrschten oder kontrollierten Gebieten von Aden, Hadramaut und Oman, eine neue Staatengruppe von fünf arabischen Ländern, nämlich:

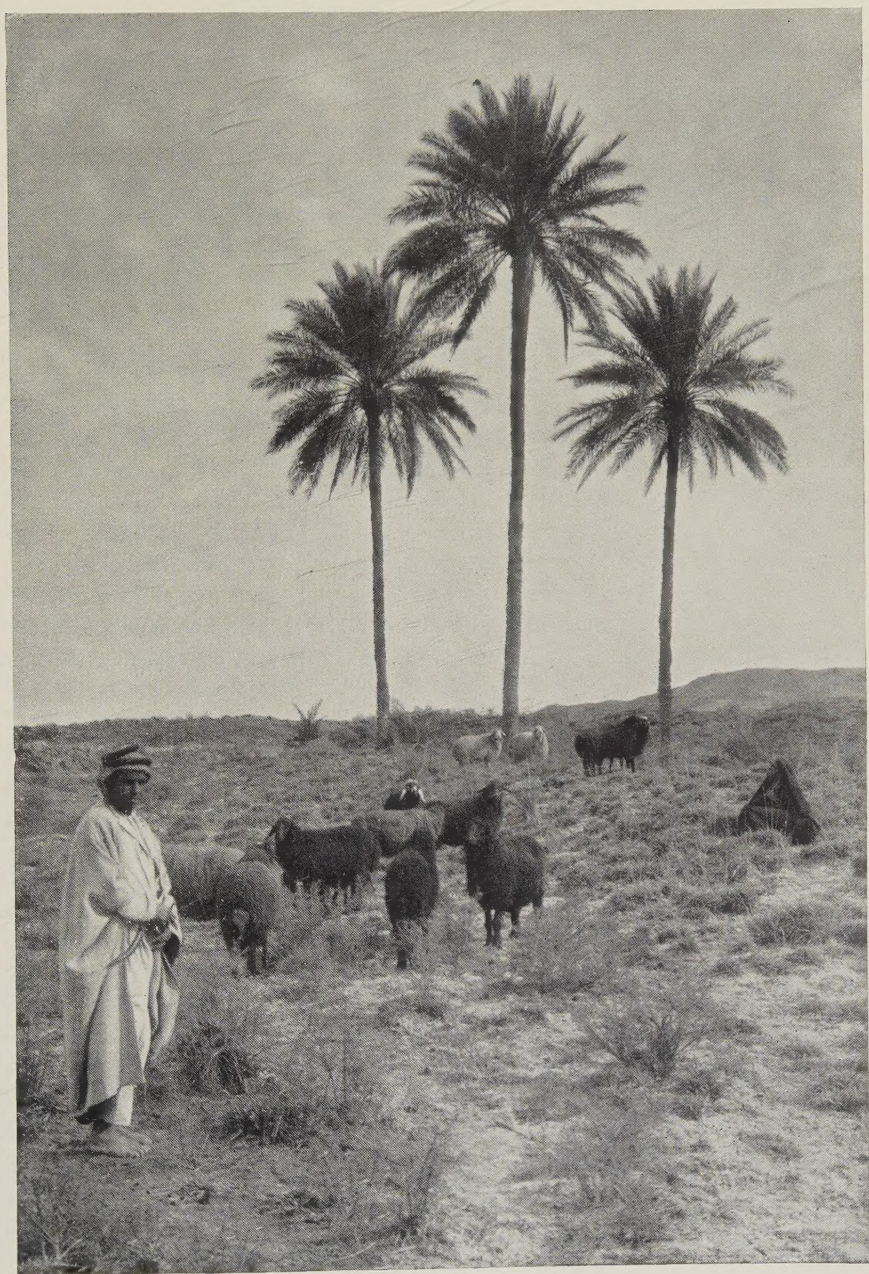
¹⁾ Diese Länder bedecken eine Fläche von rund 2,3 Millionen Quadratkilometer, gegenüber 760 000 Quadratkilometer der Ankara-Türkei; ihre Bevölkerung ist mit rund 13 Millionen zu beziffern, während die letzte Zählung der Ankara-Türkei (Oktober 1935) fast 17 Millionen ergeben hat.

das Königreich Hedschas, das Mandatsgebiet Palästina und Transjordanien, das Mandatsgebiet Syrien und das Mandatsgebiet (heute der „unabhängige“ Staat) Irak. Dabei blieb allerdings ein Gebiet unberücksichtigt, das war der sogenannte Nedschd, das Kernland Arabiens, des heutigen Saudien, des Reichs Ibn Sauds.

Ibn Saud ist von der Aufklärung des Weltkrieges über die Zivilisationsnotwendigkeit der zur Selbständigkeit entschlossenen Asienvölker ebenso rasch und so gründlich ergriffen worden wie Kamal Atatürk (Mustafa Kemal Pascha). Ein Wort Ibn Sauds aus dem Jahre 1924 besagt, daß die Mohammedaner heute „zweierlei Waffen in der Hand führen müssen, erstens Frömmigkeit und Demut gegen den Willen Gottes, zweitens Flugzeuge und Tanks“. Aus etwa der gleichen Zeit stammt ein Wort Kamal Atatürks: „Die Zivilisation ist eine gewaltige Welle, die über alle Völker dahingeht. Wer sich nicht bereitet, mit ihr zu schwimmen, der wird ertränkt.“ Diese beiden Nationalhelden bilden mit ihren Staaten im Norden und Süden der englisch-französischen Mandatsländer die bedrohlichen und magnetischen Selbständigkeitspole Vorderasiens¹⁾.

Ibn Saud hat unmittelbar nach dem Weltkrieg den militärischen Widerspruch gegen die von England gewünschten und von den Ententekonferenzen der Jahre 1916 und 1917 genehmigten Grenzziehungen aufgenommen. Verstärkt wurde er in dieser Haltung durch seine persönliche Einstellung zu der Herrscherfamilie, die England als willfähriges Werkzeug für seine arabischen Pläne gewonnen zu haben glaubte. Es war die Familie der Haschimitten, die einer gemäßigten Islamauffassung huldigen, während Ibn Saud ein leidenschaftlicher Befürworter des puritanischen Wahabismus ist. In religiösen Kämpfen gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts aus dem heimatlichen Zentralarabien mit seinem Vater vertrieben, fand er Zuflucht beim Sultan von Koweit in der Nordwestecke des Persischen Golfs. Aber schon mit Beginn des neuen Jahrhunderts — einundzwanzig Jahre alt — erobert er Riad, die Hauptstadt des väterlichen Reiches in Zentralarabien zurück. In unablässiger Arbeit zieht er Stamm um Stamm, Landschaft und Landschaft an sich heran und wehrt sich gegen den Einfluß der Türken, der von den Küsten der Halbinsel her nach Innerarabien vorzudringen sucht. Als die Engländer mit Hilfe der Haschimitten die Nachfolgerschaft der Türken im arabischen Roten Meergebiet anzutreten versuchen, erben sie auch die Feindschaft Ibn Sauds, der nun mit verdoppeltem Eifer darangeht, Innerarabien unter seinem Zepher zusammenzuschließen. Er, Ibn Saud, wird das versprochene großarabische Reich aufrichten und nicht die Haschimitten und der alte Scherif Hussein. Im Jahre 1921 hat er alle Unterherrscher Innerarabiens fest in der Hand, und nun beginnt er das Königreich Hedschas und den verhassten Hussein anzugreifen. Im Frühjahr 1924 erhebt sich der Aufstand, und bis zum April ist es soweit, daß Hussein, den die Engländer offenbar

¹⁾ Scharf nationalistisch ist auch die Haltung Persiens, des heutigen Iran, das mit dem Irak eine lange gemeinsame Grenze besitzt.



Weidelandschaft im Irak.

In den mit spärlichem Graswuchs bedeckten Gegenden des Irak bildet die Schafzucht die einzige Erwerbs- und Lebensmöglichkeit für die dünnbesetzte Bevölkerung.

haben fallen lassen, sich nur noch mühsam in der Hafenstadt Dschidda verteidigt, während in Mekka und Medina das Banner Ibn Sauds aufgepflanzt worden ist. Hüffein, durch dessen Hände einst Millionen flossen als monatliche Spenden Englands zur Revolutionierung des Landes gegen die türkische Oberhoheit, sieht sich verlassen und verraten. Er muß dankbar sein, als ein Torpedoboot ihn im gegebenen Augenblick vor den vor Dschidda liegenden Feinden rettet und nach San Remo bringt, wo er einige Jahre darauf als bescheidener Privatmann gestorben ist. Ibn Saud trat das Erbe des Königreiches Hedschas an ohne jeden englischen Widerspruch und herrscht seitdem vom Persischen Golf bis zum Roten Meer, wo er die ganze Küste vom Jemen bis hinauf gegen Akaba besitzt.

Reibung mit den englischen Interessen hat es seitdem öfter gegeben. Aber England hat, aus guten Gründen, jegliches drohende Auftreten vermieden; und Ibn Saud hat ebensowenig Lust verspürt, durch einen bewaffneten Konflikt seine seitherigen Erfolge und seine weithin empfundene Anwartschaft auf eine Führung des Gesamt-Araberiums in Asien und Nordafrika sich etwa zu verschmerzen. Den Streit um Akaba, das für England künftige ölstrategische Bedeutung besitzt, hat er verloren. Akaba blieb englisch. Auch Streitigkeiten im Norden, an den Grenzen von Transjordanien und vom Irak, wo die Engländer statt Waffen ihre berufensten orientalischen Militärdiplomaten einsetzten, wurden bereinigt. Im Süden jedoch, in der allgemeinen Richtung auf den wichtigen Besitz Englands in Aden, machte Ibn Saud seinen Oberhoheitsanspruch erfolgreich geltend, indem er im Jahre 1926 das kleine Emirat Alsir seiner Herrschaft anschloß, um es vier Jahre darauf völlig einzugliedern. 1934 suchte er diesen Erfolg durch einen weiteren Vorstoß gegen das Königreich Jemen und seinen Herrscher, den alten klugen Imam Jachja wesentlich zu erweitern. Ibn Saud drang mit teilweise technisierten Truppen rasch im Jemengebiete vor. Als er die Haupthafenstadt Hodeida erobert hatte und dem Imam dadurch von englischen und italienischen Zufuhren abschnitt, kapitulierte der Imam. Ibn Saud verzichtete aber auf jeden größeren Landerwerb und begnügte sich mit dem Prestigezuwachs. Wieder wollte er größeren Konflikten vorbeugen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Erfolge Ibn Sauds für die in Vorderasien und Ostafrika interessierten Kolonialmächte fast noch störender und bedrohlicher sind, als es die Erfolge der Neuen Türkei für die Träger der Mittelmeerpolitik waren. Gegen einen Angriff ist Ibn Saud geschützt, einmal durch die unsiegbare Unwegsamkeit Innerarabiens, ebenso sehr aber auch durch die panarabische Bewegung und den islamischen Zusammenhalt, der mehr als einmal schon dazu geführt hat, daß dem Herrn der arabischen Halbinsel der Kalifentitel angetragen worden ist. Er hat ihn abgelehnt, um ihn vielleicht dann anzunehmen, wenn die Befreiung der Islambekennner und des arabischen Volkstums weiter fortgeschritten ist. Der Besitz der Roten-Meer-Küste und eines großen Stückes der Persischen-Golf-Küste ist strategisch und wirtschaftlich gleich wichtig für die Zukunft



Abadan, eine persische, von England gepachtete Insel im Mündungsgebiet des Schatt el Arab am Persischen Golf ist als wichtiger Ausfuhrhafen das Zentrum der Anglo Persian Oil Co. Im Vordergrund Rohrleitungen für die Verfrachtung des Erdöls von den Öltanks auf die Transportschiffe.

Saudiens. Eine ständige Drohung für die englische Politik bedeuten des weiteren die propagandistischen und militärischen Angriffsmöglichkeiten im Norden und Süden, auf das Jemen- und Adengebiet, auf Hadramaut und Oman und im Norden auf Palästina, Transjordanien und den Irak. Unter diesen Gesichtspunkten arbeitet die heutige Zeit laufend für Ibn Saud und seinen großarabischen Machttraum.

Von Ibn Saud her müssen auch die meisten Probleme der drei nördlich an sein Reich angrenzenden Länder betrachtet werden: Palästina, Transjordanien, Irak. Alle drei Länder sind nach dem Zusammenbruch des türkisch-deutschen Widerstandes von den englischen Truppen, dank ihrer gehäuften Technik, besetzt worden. Die Besetzungen haben sich sogar bis auf den heutigen türkischen Boden fortgesetzt, wo Frankreich mit einer großen Zone im Adana-Gebiet und Italien westlich davon, im Adalia-Gebiete, befriedigt werden sollten. Da die Türken aber die Besatzungstruppen vertrieben, mußte England seinen syrischen Besitz unter Abänderung der Verträge von 1916 und 1919 an Frankreich übertragen. Damit fiel auch der König Feissal, der älteste Sohn des Scherifen Hüffein, dem England einen Thron in Damaskus hatte erbauen wollen. Die Franzosen sind unter General Gouraud militärisch eingezogen und haben das ihnen diplomatisch überantwortete Land in der sogenannten Schlacht bei Damaskus am 22. Juli 1920 erobert. König Feissal mußte flüchten und erhielt von England einen neuen Thron im Mandatsgebiete Irak, zu Bagdad, angewiesen.

Die französische Kolonial- bzw. Mandatskunst hat das syrische Land unter dauernden, zum Teil sehr ernststen Reibereien in Verwaltung genommen. Den deutlichsten Ausweis dafür bildet die im Vorderen Orient berückichtigte

Niederwerfung der aufständischen Druzen im Djebel Hauran 1925. Auch die damals stattgefundenen Bombardierung von Damaskus, die unter anderem den Bazar zerstörte, bleibt unvergessen. Die Zerschneidung Syriens in vier scharf getrennte „Staaten“ mag politisch klug sein, verwaltungstechnisch und wirtschaftlich ist sie Ursache ständiger Reibereien. Als besonders ungerecht wird auch die Schaffung des Staatsgebietes „Libanon“ empfunden, weil sich hier ein von christlichen Arabern und levantinischen Christen dicht besiedeltes Gebiet ähnlich riegelartig vor das islamisch-arabische Hinterland legt wie in Palästina die jüdische Küstensiedlungszone vor Islam und Arabertum. Es ist den Franzosen nicht geglückt, einen bemerkenswerten Fortschritt wirtschaftlicher Art im Lande hervorzurufen. Außer den angedeuteten Hemmungen bedeuten unregelmäßige Grenzfragen mit der Türkei im Norden und die Tatsache, daß die alte Bagdadbahnstrecke Aleppo–Mosul französisch betrieben wird, aber auf türkischem Boden verläuft, eine weitere Verschattung des Lebens in einem Gebiet, das hauptsächlich als Durchfuhrgebiet nach dem Osten seine Stellung auszubauen hätte. Mehr Vertrauen in die Regierung, mehr Vertrauen gegenüber den angrenzenden Staaten, weniger Reibungen in verwaltungsmäßiger Hinsicht und weniger Mißtrauen auf politischem Gebiete wären in Syrien wünschenswert.

Eine gewisse Beruhigung von der wirtschaftlichen Seite her hat das große Ereignis der französischen Ableitung vom Mosulgebiete nach dem syrischen Hafen Tripolis gebracht. Mögen diese gewaltigen Pipe-Lines, deren eine das französische Mosulöl nach Tripolis, deren andere das englische und amerikanische Mosulöl nach Palästina-Haifa führt, hauptsächlich als große strategische Aufbauwerke gedacht sein: Handel und Wandel ziehen daraus lebhaften Nutzen, so weit, daß auch die politische Spannung zwischen national-arabischer Bevölkerung und Mandatsmächten eine gewisse Milderung erfährt. Immerhin ist erwähnenswert, daß schon wiederholt ein neuer Machtwechsel in Syrien seitens der interessierten Mächte erwogen worden ist. Italien verstünde vielleicht besser, das syrische Gebiet zu entwickeln, und es ist zum mindesten ungewiß, ob seine kolonialen, praktischen und moralischen Ansprüche an die Weltkriegspartner durch das opferreiche abessinische Unternehmen als abgegolten zu erachten sind.

Wesentlich interessanter als die Entwicklung Syriens mit ihren zahlreichen mittleren und kleinen Reibereien sind Lage und Vorgänge in Britisch-Palästina. Was sich die Schöpfer der berühmten Balfour-Deklaration vom November 1917 unter der „Jüdischen Heimstätte“, zu der Palästina erkoren sei, gedacht haben, ist heute nicht nachprüfbar. Gewiß ist jedoch, daß die weitsehende englische Politik hier in Palästina gerade durch den Zuzug jüdischer Menschen und jüdischen Kapitals eine bedeutsame Sicherung des Suezkanals von Osten her vornehmen wollte. Auch, daß der erste Gouverneur Palästinas ein Jude war, deutet auf die Hoffnung, in Palästina eine Art Abriegelung des Arabertums vom Suezkanalgebiet und



Oben: Die 1900 km langen Rohrleitungen (pipelines), die vom Erdölgebiet um Mossul und Kirkuk bis zu den syrischen u. palästinischen Häfen Tripoli und Haifa reichen, wurden unter Aufsicht europäischer Ingenieure von Eingeborenen verlegt.



Eine Wasser- und eine Petroleumleitung im irakischen Erdölgebiet von Kirkuk. Man findet diese ungeschützten Rohrleitungen nebeneinander überall, wo eine Industrie im Entstehen ist.

der Halbinsel Sinai vornehmen zu können. Der Widerstand der arabischen Bevölkerung, der sich wiederholt zu harten Ausbrüchen des Judenhasses steigerte, hat die Engländer rasch auf den Weg ihrer bekannten kolonialpolitischen Elastizität verwiesen. Der Bau des stärksten Mossul-Pipe-Lines nach Haifa hat vollends zur Beischwichtigung der schärfsten Gegensätze und Unzufriedenheiten beigetragen. Die Mengen, für die hier in Haifa riesige Aufnahmeanlagen geschaffen worden sind, betragen das Dreifache der Mengen, die nach Tripolis gehen, nämlich die zwei englischen Viertelsanteile und den amerikanischen Viertelsanteil an der Mossul-Klausbeutung. Und wie in Französisch-Syrien, so sollen auch hier in Palästina die Zufuhren durch diese und andere Pipe-Lines mit der Zeit noch wesentlich verstärkt werden.

Wirtschaftlich und technisch ist das kleine Gebiet Palästina für die Rolle, die es heute in den strategischen Plänen um den Suezkanal spielt, gut vorbereitet worden. Es ist durch den Eisenbahnanschluß nach Syrien und nach Ägypten, durch seine vorzüglichen Autostraßen und durch die Luftfernverkehrslinien, die von England und Holland hierher und weiter nach Bagdad, Bombay, Hinterindien und Südsee führen, ein ausgezeichnete Verkehrsknotenpunkt geworden. Dank des gewaltigen englischen Interesses am Irak ist der Durchgangsscharakter, den Palästina ebenso wie Syrien besitzt, hier auf englischem Mandatsboden ganz anders entwickelt worden wie im französischen Mandatsgebiet. Wohl findet auch von Damaskus ein regelmäßiger Autoverkehr nach Bagdad statt, doch der Betrieb von Palästina nach dem Zweistromland ist ungleich reger. Aber nicht nur nach dem Osten, wo zwischen Palästina und Irak das typische politische Brückenstück Transjordanien, nicht ohne Schwierigkeit, eingerichtet wurde, wird Palästina steigende Verkehrsbedeutung behalten, sondern auch nach dem Süden, nach dem Roten Meer und seinem äußersten Ausläufer, nach Akaba. Die Bahn Haifa-Akaba wird vielleicht noch vor der Eisenbahn Haifa-Bagdad gebaut werden, und eines Tages wird vermutlich auch eine neue Pipe-Line die Zufuhren Englands nach dem Roten Meer unter Umgehung des Suezkanals auf die gewünschte Höhe bringen. Es wird sich dann unter Umständen eine Beziehung Palästina-Sudan entwickeln, die die englische Politik nicht nur vom Suezkanal, sondern auch von Ägypten unabhängig macht.

Das schmale Brückenstück Transjordanien, wo ein anderer Sohn König Hüffeins, Emir Abdallah, als Wüstenkönig waltet, hat keine wirtschaftliche Bedeutung (rund 40000 Quadratkilometer und eine Viertel Million Einwohner), um so wichtiger aber ist es in politischer und verkehrstechnischer Hinsicht als Verbindungsstück nach dem Irak.

Dort im Irak herrscht heute nicht mehr Emir Feissal, den England nach seinem Sturz in Damaskus (1920, siehe oben) mit der Gewalt britischer Maschinengewehre eingesetzt hat, sondern dessen etwa zwanzigjähriger Sohn, König Gasi. Die englische Politik hat an dem Irakgebiet, das gegenwärtig



Blick auf Haifa und den Berg Kemel.



Das Verwaltungsgebäude der Irak Petrol Company in Haifa. Hier am Hafen enden die im Vordergrund sichtbaren pipe-lines.

schon einen ungeheuren Petroleumwert besitzt und künftig durch Ausnutzung der Wasserkräfte des Euphrat und Tigris weitere Wirtschaftswerte gewinnen kann, bittere Enttäuschungen erlebt. König Feïssal hat seine Rolle als Vasall Englands nicht in englischem Sinne gespielt. Vom Mißtrauen der Irakbevölkerung empfangen hat er sich bald als wahrhafter arabischer Nationalist zu erkennen gegeben und hat sein Land in zwei wichtigen Vertragsetappen bis in das Stadium des formal unabhängigen Landes und Völkerbundsmitgliedes hindurchlabiert. Sein in den letzten Jahren in England erzogener Sohn, der jetzige König Gasi, übertrifft den im September 1933 in einer Berner Klinik verstorbenen Vater noch erheblich an klarer freierwilliger Einstellung. England braucht von den drei arabischen Ländern, die es im Weltkrieg erwarb, im Bagdad-Mossulgebiet wohl die größte Staatskunst. Die laufenden Ölbohrungen mehrerer neuer Gesellschaften neben der eigentlichen Mossulölgesellschaft, die gigantischen Pipe-Lines mit ihren vielseitigen Arbeitsaufgaben an Pumpwerken, Flußunterführungen, an Autostraßen, Telegraphen- und Radiostationen, Kasthäusern, Flugplätzen und befestigten Punkten sind von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung für das ganze Land. Andererseits treten im Irak zu dem Problem des fanatischen arabischen Nationalismus noch Bevölkerungsfragen, zum Beispiel die der kurdischen Minorität, hinzu. Selbst kleine Minderheiten, wie die sogenannten „Assyrier“, die schließlich nach Syrien umgesiedelt worden sind, haben große und langwierige Schwierigkeiten hervorgerufen. Die wirtschaftliche Fortentwicklung wird indessen im Irak nicht nachlassen, aber der ansteigende Nationalismus ist den englischen Zielen in wachsendem Maße gefährlich.

Ein Blick auf die Karte zeigt die britisch gewordenen türkischen Nachfolgestaaten als den ersten Bogen, der seit langem erstrebten englischen Landbrücke: Ägypten Indien. Der Irak ist aber auch ein Brückenland für den vorderasiatischen Nationalismus. Im Süden steht Ibn Saud, der schwer Angreifbare, dessen Rolle sich mehr und mehr zu der eines panarabischen Heros ausgestaltet. Im Osten, und wirtschaftlich aufs engste mit dem Irak verbunden, pulst der neupersische Nationalismus unter Risa Schah, im Norden gewinnt die Türkei Kamal Atatürks alljährlich an innerer Kraft und außenpolitischem Ansehen. Einst war der alttürkische Sultansstaat ein feudalistischer Ausfänger seiner arabischen Provinzen. Die heutige Türkei erscheint weit nach Asien hinein als das beste Vorbild für Zivilisierung und nationale Politik. Mit beiden Staaten, Türkei und Saudien, ist der Irakstaat durch politische Verträge verbunden, nach Iran (Persien) hinüber verbindet ihn die Wirtschaft und der allgemeine zähe Nationalismus der heutigen Vorderasiaten.

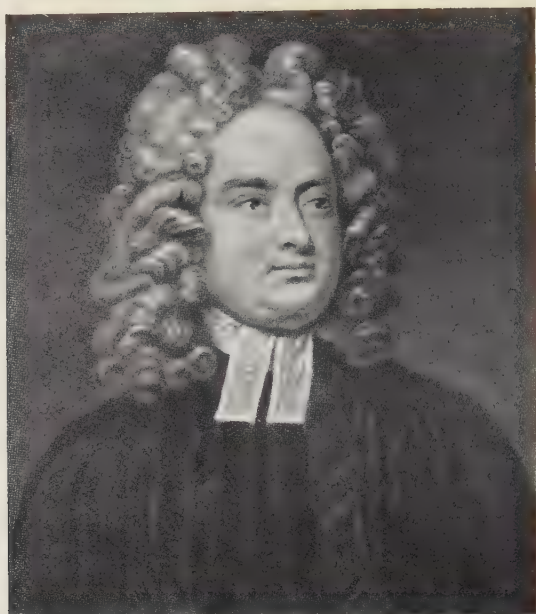
Allenthalben in den heutigen Nachfolgestaaten der einstigen Türkei sehen wir in größerem oder geringerem Maße wirtschaftlichen Fortschritt. Viel schneller aber hat sich gleichzeitig der Nationalismus entwickelt, der Drang, freizuworden, wie die neue Türkei, wie Saudien, wie Iran und Afghanistan



Die britischen oder von Großbritannien abhängigen Gebiete Vorderasiens.

es sind. Der Angriff auf Abessinien und seine Folgen werden diesen nationalen Freiheitsdrang bestimmt nicht herabsetzen. Im Gegensatz zu Abessinien muß festgestellt werden, daß die türkischen Nachfolgestaaten nicht wie das Reich des Kaisers Haile Selassie rings von europäischen Kolonialgebieten umrandet sind, sondern daß sie im gefestigten Nationalismus der sie auf drei Seiten umgebenden Länder: Türkei, Iran, Saudien, einen für jeden europäischen Angreifer bedrohlichen Rückhalt besitzen.

Photos von B.I.-Archiv (2), Scherl (1), Technophot (1), Weltbild (2).



Nach dem Gemälde von Charles Jervas

Jonathan Swift

1667—1745

Einwände gegen die Abschaffung des Christentums

Zunächst besteht ein großer Vorteil, den die Abschaffung des Christentums mit sich bringen soll, darin, daß sie die Gewissensfreiheit bedeutend erweitern und befestigen würde; denn dieses große Bollwerk unsrer Nation und der protestantischen Religion ist, allen guten Absichten der Gesetzgebung zum Troß, wie wir es kürzlich an einem schweren Beispiel haben sehn können, immer noch vom Pfaffenstrug beschränkt. Denn es wird zuversichtlich behauptet, daß jüngst zwei wirklich hoffnungsvolle junge Herrn von glänzendem Wiß und tiefem Urteil, die bei einer gründlichen Untersuchung der Ursachen und Wirkungen und durch die bloße Kraft natürlicher Begabung, ohne daß irgendwelche Gelehrsamkeit an ihnen abgefärbt hatte, die Entdeckung machten, daß es keinen Gott gäbe, und ihre Gedanken großmütig zum Nutzen

der Allgemeinheit mittheilten, in beispielloser Strenge und auf Grund ich weiß nicht welchen Gesetzes wegen Gotteslästerung aus dem Heer verabschiedet wurden. Und wie man wise bemerkte, wenn die Verfolgung einmal beginnt, so weiß kein lebender Mensch, wie weit sie gehn und wo sie enden wird.

Zur Erwiderung darauf scheint mir, vorbehaltlich klügeren Urtheils, daß gerade dies die Nothwendigkeit einer nominellen Religion unter uns beweist. Sehr wißige Leute lieben es, mit den höchsten Dingen frei umzuspringen; und wenn man ihnen nicht erlaubt, einen Gott zu schmähn oder zu verleugnen, so werden sie von Würdenträgern Übles reden, auf die Regierung schelten und unehrerbietige Bemerkungen über das Ministerium machen. Ich denke, nur wenige werden leugnen, daß das von viel verderblichern Folgen ist; wie denn auch Tiberius sagte: *Deorum offensa diis curae*.

Es wird ferner gegen die Lehre des Evangeliums eingewandt, sie verpflichte die Menschen zum Glauben an Dinge, die für Freidenker und solche, die alle Vorurteile, wie sie einer beschränkten Bildung in der Regel anhaften, abgeschüttelt haben, zu schwierig seien. Darauf erwidere ich, daß man mit Einwänden, die unehrerbietige Gedanken über die Klugheit der Nation enthalten, vorsichtig sein sollte . . .

Es wird gleichfalls geltend gemacht, daß es schätzungsweise in diesem Königreich mehr als zehntausend Pastoren gibt, deren Einkünfte, vermehrt um die der Lordbischöfe, ausreichen würden, um mindestens zweihundert wißige, vergnügungsfüchtige und freidenkende junge Herrn zu unterhalten, lauter Feinde des Pfaffentzugs, der engen Prinzipien, der Pedanterie und der Vorurteile, die eine Zierde für den Hof und die Stadt sein könnten. Und anderseits könnte eine große Zahl körperlich tüchtiger Geistlicher einen brauchbaren Nachwuchs für unsre Flotte und unsre Heere ergeben. Diese Erwägung scheint nicht ohne Gewicht zu sein . . .

Dann scheint mir die Rechnung falsch, daß die Einkünfte der Kirche in diesem Lande bei der jetzigen verfeinerten Lebensweise ausreichen könnten, um zweihundert junge Herrn oder auch nur die Hälfte zu erhalten; das heißt ihnen eine Rente auszuwerfen, die sie, wie man mit modernem Ausdruck sagt, flott halten würde . . . Nun aber hat die wise Gesetzgebung Heinrichs VIII. zehntausend Menschen in die Nothwendigkeit versetzt, mit schmaler Kost und bescheidener Leibesübung zu leben; sie sind unser großes Zuchtreservoir, ohne das die Nation in ein oder zwei Menschenaltern zu einem einzigen großen Hospital werden müßte.

Ein weiterer, angeblich durch die Abschaffung des Christentums zu erreichender Vorteil ist der Gewinn eines vollen Tages auf je sieben; dieser eine Tag ist jetzt völlig verloren, und also ist das Königreich an Handel,

Geschäftsabschlüssen und Vergnügen um ein Siebentel ärmer; abgesehen noch davon, daß die Allgemeinheit so viele stattliche Bauten verliert, die jetzt in der Hand der Geistlichkeit sind und die man in Spielhäuser, Börsen, Markthallen, öffentliche Schlafstätten und andere öffentliche Gebäude verwandeln könnte . . .

Ein Vorteil aber, der aus der Abschaffung des Christentums erwachsen soll, ist größer als alle, die vorangehn: daß sie nämlich alle Parteien unter uns gänzlich beseitigt, indem sie jene trennenden Unterscheidungen der Hochkirche und Niederkirche, der Whigs und Tories, der Presbyterianer und der anglikanischen Kirche aufhebt, die jetzt gegenseitig bei allen öffentlichen Angelegenheiten als Hemmschuhe wirken, weil sie nur zu leicht den eignen Vorteil oder die Unterdrückung ihrer Gegner über das dringendste Staatsinteresse stellen . . .

Ich gestehe: wäre es sicher, daß durch dieses Auskunftsmittel der Nation ein so großer Vorteil erwüchse, so würde ich mich fügen und schweigen. Aber will hier irgend jemand behaupten, wenn durch eine Parlamentsakte die Wörter „Huren, Trinken, Betrügen, Lügen und Stehlen“ aus der englischen Sprache und den englischen Wörterbüchern verbannt würden, daß wir dann am nächsten Morgen alle keusch und mäßig, ehrlich und gerecht und wahrheitsliebend erwachen müßten? Ist das eine richtige Folgerung? Oder wenn uns die Ärzte verböten, die Wörter „Pocken, Sicht, Rheumatismus und Gallenstein“ auszusprechen, würde das wirken wie ebensovielen Talismane, die die Krankheiten selbst vernichteten?

Ferner wird der Einwand erhoben, es sei eine sehr absurde, lächerliche Sitte, daß man eine ganze Klasse von Menschen dulde, ja sogar anstelle und besolde, damit sie an einem der sieben Tage gegen die Gesetzmäßigkeit all jener Methoden brülle, die man bei der Jagd nach Größe, Reichthum und Vergnügen am meisten benutzt und die an den sechs anderen Tagen den beständigen Branch aller lebenden Menschen bilden. Aber dieser Einwand ist, scheint mir, eines so verfeinerten Zeitalters wie des unsren ein wenig unwürdig. Wir wollen die Sache in aller Ruhe besprechen: ich berufe mich auf die Brust jedes gebildeten Freidenkers, ob er nicht auf der Jagd nach der Befriedigung irgendeiner herrschenden Leidenschaft stets in dem Gedanken, daß sie etwas Verbotenes war, einen wundervollen Ansporn gefunden hat, und gerade deshalb, um nämlich diesen Geschmack zu kultivieren, hat die Weisheit der Nation, wie wir sehn, mit ganz besondrer Sorgfalt Vorkehrung getroffen, daß die Damen mit verbotner Seide, die Herren mit verbotnem Wein versehen werden.

Es wird dem Publikum auch als ein großer Vorteil hingestellt, daß, wenn wir die Lehre des Evangeliums einmal abgeschafft haben, natürlich jede Religion auf ewig verbannt sei; mit ihr also auch jene schweren Vorurtheile der Erziehung, die unter den Namen „Zugend, Gewissen, Ehre und Gerechtigkeit“ den Frieden der menschlichen Seelen so leicht stören und deren Begriffe zuweilen während eines ganzen Lebenslaufs durch rechte Vernunft und Freidenkerei kaum auszurotten sind.

Hier bemerke ich zunächst, wie schwer es ist, eine Phrase loszuwerden, wenn die Welt sie einmal liebgewonnen hat, und sei auch der Anlaß, der sie zuerst schuf, längst hinfällig geworden. Seit mehreren Jahren genügte es, daß jemand eine häßliche Nase hatte, damit die tiefen Denker der Zeit es so oder so fertigbrachten, die Ursache in den Vorurtheilen seiner Erziehung zu sehn. Aus dieser Quelle sollten all unsre törichten Begriffe von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, all unsre Anschauungen von Gott oder einem künftigen Leben, von Himmel, Hölle und dergleichen stammen. Und früher mag dieser Angriff vielleicht nicht ganz ohne Sinn gewesen sein.

Aber durch einen vollständigen Wandel in den Erziehungsmethoden hat man so gründlich dafür gesorgt, diese Vorurtheile zu beseitigen, daß (ich sage es zu Ehren unsrer gebildeten Neuerer) die jungen Herrn, die jetzt auf dem Schauplatz stehn, an diesen Dingen nicht im geringsten mehr abgefärbt haben und keine Faser solchen Unkrauts mehr verraten; und also fällt der letzte Vorwand, aus diesem Grunde das nominelle Christentum abzuschaffen, völlig hin.

Auf all das erwidere ich dies: es gibt einen Lieblingshang der Menschheit, der sich meist den Anschein gibt, als sei er ein Diener der Religion, wiewohl sie weder im Verhältnis der Eltern noch einer Patin noch auch seiner Freundin zu ihm steht; ich meine den Geist der Opposition, der längst vor dem Christentum lebte und auch leicht ohne es existieren kann. Wenn wir zum Beispiel untersuchen, worin die Opposition der Sektierer unter uns besteht, so finden wir, daß das Christentum nichts damit zu tun hat. Schreibt etwa das Evangelium irgendwo einen steifgestärkten, gedrückten Gesichtsausdruck, einen hölzernen, formellen Gang, eine Abweichung in Manieren und Haltung und eine affektierte Redeweise vor, die sich von dem vernünftigen Teil der Menschheit völlig unterscheidet? Wenn aber das Christentum seinen Namen nicht hergäbe, um in die Lücke einzuspringen und solchen Grillen Beschäftigung oder Ablenkung zu verschaffen, so würde sie notwendigerweise ihre Kraft in Übertretung der Landesgesetze oder in der Störung des öffentlichen Friedens ausgeben.

Und wenn es also, allem, was ich gesagt habe, zum Troß, dennoch für notwendig gehalten wird, einen Gesetzentwurf für die Abschaffung des Christentums einzubringen, so möchte ich in aller Demut eine Verbesserung vorschlagen; man möge nämlich an Stelle des Wortes Christentum das

Wort Religion im allgemeinen setzen, denn mir scheint, dadurch werden all die guten Ergebnisse, die die Erfinder versprechen, viel leichter erreicht werden. Denn so lange wir einen Gott und seine Vorsehung am Leben lassen, nebst all den notwendigen Folgerungen, die wißbegierige und forschungseifrige Leute aus solchen Voraussetzungen ziehen werden, treffen wir die Wurzel des Übels noch nicht, und wenn wir die gegenwärtige Lehre des Evangeliums noch so energisch vernichten. Denn was soll die Gedankenfreiheit nützen, wenn sie keine Handlungsfreiheit im Gefolge hat, die doch das einzige Ziel aller Einwände gegen das Christentum bleibt, stehe dieses Ziel scheinbar auch in noch so großer Ferne? . . . Daraus, und aus vielen ähnlichen Beispielen, die ich leicht anführen könnte, erhellt meiner Meinung nach nichts klarer, als daß sich der Streit nicht gegen einige besonders schwer verdauliche Punkte der christlichen Lehre richtet, sondern gegen die Religion im allgemeinen; denn da sie der menschlichen Natur Einschränkung auferlegt, hält man sie für die größte Feindin der Gedanken- und Handelsfreiheit.

Wenn man es aber schließlich immer noch als für Kirche und Staat vorteilhaft ansieht, daß das Christentum abgeschafft wird, so scheint es mir doch, als sei es geratener, die Ausführung des Plans auf eine Zeit des Friedens zu verschieben und nicht in der gegenwärtigen Lage unsre Verbündeten vor den Kopf zu stoßen; es trifft sich leider so, daß sie alle Christen sind; und viele von ihnen sind vermöge der Vorurteile ihrer Erziehung so bigott, daß sie eine Art Stolz in diesen Namen setzen.

Welche großen Vorteile für den Handel sich manche auch von diesem Plan versprechen, so fürchte ich doch sehr, daß sechs Monate nach Erlaß des Gesetzes über die Ausrottung des Evangeliums die Bank von England und die Ostindische Kompagnie um mindestens ein Prozent fallen werden. Und da das fünfzigmal mehr ist, als die Weisheit unsrer Zeit für die Erhaltung des Christentums je aufs Spiel zu setzen für geraten hielt, so ist auch kein Grund vorhanden, weshalb wir uns so große Verluste auferlegen sollten, einzig, um es vernichten zu können.

Was kann man gegen die Fremdheit tun?

Von Paul fechter

Unser Aufsatz über die „Fremdheit“ zwischen Katholizismus und Protestantismus im Septemberheft 1935 der „Deutschen Rundschau“ hat ein erfreulich großes Echo gefunden: Blätter wie die „Stimmen der Zeit“, „Die Schildgenossen“, die „Christliche Welt“ und andere haben sich zustimmend und verständigungsbereit dazu geäußert. Die Unterhaltung hat begonnen; jetzt handelt es sich darum, sie nicht wieder abreißen zu lassen und zugleich von der Feststellung der Fremdheit zur Behandlung der Frage „Was kann man gegen die Fremdheit tun?“ überzugehen. Von da aus können dann leicht Reden und Schreiben durch die Tat abgelöst und die ersten praktischen Schritte zur Beseitigung oder wenigstens zur Milderung der Fremdheit zwischen den Konfessionen¹ getan werden. *Die Schriftleitung.*

Über die Tatsache der Fremdheit scheinen sich die beiden Parteien einig zu sein. Die Katholiken haben mehrfach zugestimmt — die Protestanten nicht minder. Die Aufgabe der Feststellung dieser Fremdheit zwischen den beiden christlichen Konfessionen ist somit erledigt; jetzt heißt die Frage: Was kann man gegen diese Fremdheit tun? Was kann man über wohlmeinende Diskussionen hinaus unternehmen, um in einer Zeit drohender Gefahr für beide Parteien eine weitere Schwächung der christlichen Welt durch eben diese Fremdheit zu verhindern.

Darüber, daß diese Gefahr droht, bedarf es keiner Unterhaltung. Der Protestantismus wie der Katholizismus haben in den letzten Jahrzehnten nur zu oft erfahren, wo überall in der Welt ihnen Gegner gegenüberstehen, was überall in der Welt an dem Bau der evangelischen wie der römischen Kirchen nagt. Von dem Lächeln der Aufklärung bis zum Gottlosenkampf des Kommunismus, vom Einbruch der Historie wie der Naturwissenschaften in den christlichen Mythos bis zum ebenso gefährlichen Religionserfaß durch Wissenschaft und Kunst, geht durch die letzten beiden Jahrhunderte eine große Linie der Ablösung vom Christentum, der Wendung gegen das Christentum. Religion ist auf dem Wege, für einen großen Teil der Menschheit das zu werden, was zu sein sie in einem Akt schwer begreiflicher Verblendung auf den höheren Schulen seit langem widerspruchsflos hinnahm: ein Nebenfach. Die christliche Religion aber erlaubt sich in dieser Situation immer noch den Luxus nicht nur der Spaltung der christlichen Welt in

einen katholischen und einen protestantischen Sektor: die Menschen, die sich zu dieser christlichen Welt bekennen, betrachten oft innerhalb des gleichen Volks, desselben Staats die von drüben mit einer Fremdheit, deren Gefährlichkeit bei der heutigen notgedrungenen Verteidigungsstellung des Christentums in vielen Ländern und auf vielen Gebieten offenbar noch niemand zum Bewußtsein gekommen ist. Die Fremdheit und die Gefahr der Fremdheit stehen jenseits aller Diskussion; die Frage ist nur: was kann man, was können die beiden großen Konfessionen, vor allem im Reich, gegen diese Fremdheit und zu ihrer Minderung tun?

Das einfachste Mittel gegen jede Fremdheit zwischen Individuen wie zwischen Massen scheint ein besseres Sichkennenlernen. Das Sichkennenlernen aber ist bereits zwischen Individuen nicht eben leicht; zwischen Massen stellen sich ihm zuweilen fast unübersteigbare Hindernisse in den Weg. Man braucht sich nur einmal die europäischen Völker zu betrachten und die grauenhafte Fremdheit, mit der sie einander immer wieder gegenüberstehen. Selbst Nachbarn und nah verwandte Nationen kennen und wissen voneinander so gut wie nichts: Sprachenfremdheit scheint nun einmal zum guten Teil Seelenfremdheit zu sein, der durch keine Übersetzungen und keine gegenseitigen Besuchsreisen sonderlich abzuhelpen ist. Der Fremdheit zwischen den beiden Konfessionen im Reich wird durch Kennenlernen ebenfalls schwer tiefer beizukommen sein: sie hat aber wenigstens eines von vornherein gegen sich, nämlich die Tatsache, daß schließlich beide Parteien deutsches Blut und die gleiche deutsche Muttersprache besitzen. Den Deutschen macht freilich nichts so viel Freude am Kampf, als wenn der Gegner, der ihm gegenübersteht, ebenfalls ein Deutscher ist: dann erst geht er mit ganzer Energie los, gleichsam als empfinde er als würdigen Kontrahenten einzig und allein den eigenen Volksgenossen. Zugleich aber macht ihm Diskussion, vor allem soweit sie Darlegung seines eigenen Standpunktes ist, eine große Freude: er redet gern, und wenn auf der Gegenseite einer steht, der zu reden weiß, so hört er auch gern reden und ist sogar bereit, mit einigem Staunen zuzugeben, daß der andere drüben ja auch ein ganz ordentlicher Mann zu sein scheine.

Das aber ist es, worauf es zunächst ankommt, dieses einfache Sichkennenlernen. Es ist sehr seltsam und ein wenig traurig zu sehen, wie in sich abgeschlossen und von der auch nur ein bißchen anders gefärbten Außenwelt völlig abgetrennt jeder einzige Lebenskreis in Deutschland sein Dasein führt. Männer hatten die Arbeit, früher und jetzt wieder das Heer, um wenigstens für eine kurze Weile einmal die Enge des Lebens zu durchbrechen: Frauen hatten kaum Möglichkeiten. Die Fremdheit bestand nicht so sehr zwischen Klassen und Ständen, als zwischen den Lebenskreisen innerhalb der Klassen und Stände. Die gilt es aufzulockern — und von denen aus wird man den Kampf gegen die konfessionelle Fremdheit wohl auch beginnen müssen. Es handelt sich zunächst gar nicht um religiöses, um konfessionelles Sichkennen-

lernen, sondern um das noch darunterliegende einfach Menschliche. An dem fehlt es nämlich auch – und nur von dem aus kann man den ganz primitiven gegenseitigen Vorurteilen beikommen, mit denen beladen Protestanten und Katholiken einander immer noch gegenüberstehen. Es braucht zunächst gar keine Religionsgespräche – die kommen vielleicht auf der nächsten Stufe: es bedarf zuerst der Beseitigung der primitiven Fremdheit, die aus volkstümlichen Kollektivwertungen wächst. Solange auf protestantischer Seite das Massenurteil steht: „Der ist falsch, der ist ein Katholik“ (ein Urteil übrigens, über das sich die davon Betroffenen mit fast sämtlichen deutschen Stämmen trösten können, über die es von den jeweils andern ebenfalls gleichlautend abgegeben wird); solange auf katholischer Seite für die Massenbetrachtung jeder Protestant ein Ketzer, ein Ungläubiger, ein Verächter der Mutter Gottes ist, muß man zunächst einmal Vorkehrungen treffen, daß die beiden wie durch eine luftleere Schicht getrennten Bereiche überhaupt zusammenkommen. Man muß dafür sorgen, daß die alteingewurzelten deutschen Absonderungstendenzen (sie wachsen im übrigen auf sehr schönen und verehrungswerten Strebungen der deutschen Seele) das Briefmarkensammeln und das Fußballspielen, vielleicht sogar das Singen und das Tanzen nicht in ein protestantisches und ein katholisches aufteilen, sondern daß die Menschen es einmal zusammen probieren und dabei sehen, daß es auf der Gegenseite auch nicht viel anders zugeht. Vielleicht ergibt sich von da aus, daß einmal der eine oder der andere sogar das Haus, die Wohnung des Andersgläubigen betritt – um dort mit Erstaunen festzustellen, daß es da um nichts anders aussieht und zugeht als bei ihm zu Hause auch. Das aber ist's, worauf es zunächst einmal ankommt.

Man wird einwenden, ein solcher Verkehr bestünde ja längst und brauchte nicht erst eingeleitet zu werden. Gewiß – er besteht in kleinen Kreisen des Bürgertums, in einzelnen Ecken geistiger Bezirke, in einigen gehobenen geistlichen Bereichen. Er besteht kaum im Volk, soweit es noch konfessionell bestimmt und kirchlich ist. Die Beziehungen pflegen meist da zu bestehen, wo Katholizismus und Protestantismus bereits in Auflösung oder mindestens Auflockerung übergehen – und andererseits in einigen strengen Bereichen, wo die Gemeinsamkeit des Glaubens schon geistige Brückenmöglichkeiten ergibt. In den großen Bezirken der Kirchenvölker aber liegen die Dinge noch durchaus so einfach und müssen vom Einfachsten aus angegriffen werden.

Man wird ferner einwenden: solch ein Kennenlernen ist gefährlich, denn es bereitet der Auflockerung den Boden und führt bestenfalls zu einem Brei, der weder protestantisch noch katholisch und am Ende nicht einmal mehr christlich ist. Dagegen ist zu sagen, daß, um solches zu verhindern, das Kennenlernen der tragenden Schichten eben bei den Briefmarken und dem Fußballspielen beginnen muß, vor denen man gemeinhin nicht über Abendmahlsfragen und Probleme des liturgischen Lebens zu sprechen pflegt. Eben um nicht Verwirrung zu stiften, soll man der Fremdheit im Volk

zunächst vom Leben, nicht vom Religiösen her beizukommen suchen. Wenn ein paar kluge volksnahe Leute von beiden Seiten sich zusammensetzen und die Sache einmal bereden, werden sie ohne allzuviel Schwierigkeiten Mittel und Wege finden, um erst einmal einen Anfang, einen praktischen Annäherungsversuch zu machen. Gesang und Tanz sind die empfehlenswertesten Ausgangspunkte: hat man erst irgendwo einen Anfaß, so geht es erheblich leichter weiter.

Diese klugen volksnahen Leute von beiden Seiten könnten dann gleich zusammenbleiben und das nächste Problem in Angriff nehmen: wie man der Fremdheit in den schon den nächst höheren Vorurteilen zugänglichen Schichten auf beiden Seiten beikommen, wie man die Menschen fassen kann, die nun schon mit halben Gründen operieren, gegen Römlinge und Jesuiten wettern, dem Protestantismus Lauheit und Nüchternheit, Rationalismus vorwerfen und wie die beiderseitigen Mißverständnisse sonst noch lauten mögen. Auch hier hilft zunächst nur Ersatz des halben Wissens wenigstens durch Dreiviertelwissen: hier besteht aber bereits die Möglichkeit, das gegenseitige Kennenlernen durch Aufklärung zu ergänzen — und zwar vor allem durch Aufklärung über das Gemeinsame. Man halte das nicht für überflüssig und die Kenntnis des Gemeinsamen für eine selbstverständliche Voraussetzung: diese ist nicht vorhanden. Man muß, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, die zahlenmäßig kaum ins Gewicht fallen, auch hier mit dem Einfachsten beginnen — und zwar auf die einfachste Weise. Man muß die Menschen besser übereinander informieren — und zwar mit einer Terminologie, die möglichst weit abliegt von dem beiderseitigen kirchlich-theologischen Wortschatz. Denn die gewohnten Begriffe sind zwar oft auf beiden Seiten die gleichen — sie sind aber mit sehr verschiedenen Inhalten erfüllt, mit sehr verschiedenen Gefühlsfarben gefärbt. Wenn der Katholizismus von den Heiligen spricht, spricht er von einer ganz andern Welt, als wenn der Protestantismus von Heiligen redet, und bei den Sakramenten, ja schon bei dem Begriff Glauben ist es ebenso. Die klugen Männer werden gut tun, wenn sie in langen, vorsichtigen Unterhaltungen neben der protestantischen und der katholischen eine neue christliche Gemeinschaftssprache möglichst einfacher Art schaffen, um sie zur Grundlage der gemeinsamen Annäherungsversuche zu machen.

Vernünftige Leute werden hier sagen: „Um Gottes willen — Sie wollen doch nicht etwa gemeinsame katholisch-protestantische Bibelkränzchen oder Verständigungsversammlungen einführen, zu denen nachher doch nur alte Männer und Frauen kommen, die zu allem mit dem Kopf nicken und völlig unverändert wieder davonziehen?“ Keine Angst — Verständigungsaktionen, die betont auf Verständigung abzielen, sind so oft ad absurdum geführt, daß man sie kaum noch ohne Heiterkeitserfolg in Vorschlag bringen könnte. Worauf es ankommt ist dies: eine gemeinsame Aufgabe finden, für die man beide Parteien gemeinsam ansetzen kann, so daß sie in gemeinsamer Tätigkeit

mit gleichem Ziel unauffällig einander so kennenlernen, daß sie nachher an die freundlichen gegenseitigen Vorurteile des Anfangs nicht mehr gern erinnert werden wollen. Man muß den katholischen und den protestantischen Menschen aus ihrer gemeinsamen christlichen Existenz heraus eine Arbeit geben, in der das Gemeinsam-Christliche von vornherein vorherrscht, das Katholische und das Protestantische zu Attributen dieser Substanz werden und zu verschieden wirksamen Mitteln, mit denen man das gemeinsame Ziel zu erreichen strebt.

Dies gemeinsame christliche Ziel bietet in glücklichem Entgegenkommen die Zeit – eben in dem Ansturm der verschiedenen Phasen und Arten der verschiedenen Gottlosenbewegungen gegen das Christentum. Bisher ist die Situation so, daß die Aktivität immer auf der Seite der Antichristen gelegen hat, daß das Christentum jahraus jahrein sich hat mehr in eine Verteidigungsstellung drängen lassen – obwohl nicht der leiseste Grund dazu vorlag; im Gegenteil. Man hat sofort das gemeinsame Aktionsfeld und das gemeinsame Ziel, wenn man den – langsam notwendig gewordenen – Mut aufbringt, diese Passivität der bloßen Defensive aufzugeben und in breiter Front die Offensive für den lieben Gott zu beginnen, die man längst hätte beginnen müssen und können, sogar mit der größten Aussicht auf Erfolg hätte beginnen müssen und können.

Denn wenn man sich die innere und die geistige Situation der Gegner des Christentums und des Christentums auch nur oberflächlich einmal daraufhin betrachtet, was beide Parteien den Menschen geistig und seelisch zu bieten haben, so fragt man sich mit tiefem Staunen, warum diese beiden großen christlichen Konfessionen, statt einander mit Fremdheit und Mißtrauen zu betrachten, nicht längst einmal zum Angriff übergegangen sind, dazu, die ungeheuren Reichtümer und Gaben des Erlebens und seelischen Erfahrens, die grandiosen Lebensbereicherungen, die ihre Welt zu bieten hat, weithin sichtbar aufzuzeigen und im Triumph von ihnen aus die Welt der Gegner in ihrer armseligen Kümmerlichkeit zu entlarven und wirkungslos zu machen. Das Christentum, d. h. das, was Protestantismus und Katholizismus gemeinsam ist, die Auseinandersetzung mit der Welt und dem Leben auf dem christlichen Wege, birgt eine solche Fülle von seelischen Erlebnissen, die geistige Welt des Christentums enthüllt Einsichten und Erkenntnisse, denen die verschiedenartigen Abwandlungen des Materialismus von Schopenhauers gehaßter Barbiergehilfen- und Apothekerphilosophie bis zum kommunistischen Atheismus nur Negation, aber nichts Positives entgegenzustellen haben. Allein schon der Mythos des Christentums, wie ihn Hegel verkündete, der Umgang mit der christlichen Mystik und ihren Erlebnissen, die Erfahrungen der Seele, die unter dem Einfluß des Lebens gegen sich zu wachsen und andere Seelen mitzuleben beginnt – das allein schon sind, ganz abgesehen von den eigentlich religiösen und Glaubenserfahrungen, Kampfwerte, denen die Gegenseite nichts entgegenzustellen hat. Diese Kampfwerte

aber ruhen, während die andern die Banalitäten ihrer rationalistischen Empirie in bunte Fähnchen zerlegt vor sich hertragen und es fertig bekommen haben, die viel reichere, viel stärkere und lebendigere christliche Welt in Defensive und Passivität zu drängen.

Einen Teil dieser Passivität und bloßen Defensivhaltung hat sicher der unselige Spalt bedingt, der die christliche Kirche im Reich durchzieht. Es ist daher nur sinnvoll, daß diese Passivität von der Tatsache eben dieser Spaltung auch überwunden wird, indem man die beiden großen christlichen Konfessionen zu gemeinsamem Angriff gegen den gemeinsamen gefährlichen Gegner vorführt. Jede von ihnen bringt ihre besonderen Waffen, macht die Unterschiede fruchtbar, die sich im Lauf der Entwicklung aus den letzten Grundlagen der Seele heraus ergeben haben — und jede lernt im Kampf gegen den gemeinsamen Feind, in der gemeinsamen Offensive für den lieben Gott, für den Glauben gegen den Unglauben, den andern tätig kennen, was das Entscheidende ist. Der Nationalsozialismus ist mit seinem Kampf gegen Kommunismus und Unglauben mit dem besten Beispiel vorgegangen, wobei die beiden Kirchen für die Klärung der Kampflage zwischen Christentum und Unglauben wertvolle Vorarbeit geleistet hatten. Es bedarf kaum der Diskussionsabende zwischen Protestanten und Katholiken, um der Fremdheit beizukommen: es bedarf nur gemeinsamer Kampfarbeit gegen den gemeinsamen Feind. Die beiden Konfessionen brauchen nur einmal ihren Besitz und ihre geistige Welt, die leider in der kirchlichen Arbeit vielfach allzusehr im Hintergrund gehalten wird, sichtbar zu machen, zu zeigen, was es bei ihnen an Leben, Lebensgröße und Lebenswirklichkeit gibt, um sowohl den verlorenen Boden vor allem bei der lebendigen Jugend wieder zu gewinnen, als auch zugleich selber den gemeinsamen christlichen Erfahrungs- und Erlebnisbesitz, die gemeinsamen Grundlagen des persönlichen wie des allgemeinen Ringens mit Gott kennenzulernen.

Es fragt sich, wie man diese gemeinsame Front gegen die Gottlosenangriffe bilden und führen soll. Da ergibt sich sehr rasch eine Beschränkung: man soll sie nicht von den Kirchen, sondern von den Gemeinden, nicht von den Geistlichen, sondern von geeigneten Laien bilden und führen lassen. Die Geistlichen sind — mit Recht — auf beiden Seiten auf das Grundsätzliche, auf das Unterscheidende, auf das Besondere, festgelegt. Sie zur Führung von Annäherungsbestrebungen zwischen den Konfessionen aufrufen, heißt sie in eine Zwischenstellung bringen, die die notwendige entschiedene Haltung ohne Verwaschenheit leicht erschweren kann. Es geht aber — das sei immer wieder betont — bei diesen Vorschlägen zur Bekämpfung der Fremdheit nicht um die Sehnsucht nach aufklärerischer Verschwommenheit oder nach einem farblosen Brei aus zwei Halbheiten. Es geht nur ums Gemeinsame der Grundlagen und um die gemeinsamen Ziele, die auf verschiedenen Wegen erreicht werden können. Der Priester ist auf beiden Seiten verantwortlich für die Sauberkeit und Innehaltung seines Weges: ihm

darf man nicht zumuten, daß er hinüberschaue und sich auch noch um den Weg der anderen bemühe: er hat auf seinem genug zu tun. Die aber, die auf den von den beiden Kirchen und ihren Dienern betreuten Pfaden wandern oder wenigstens einige unter ihnen haben sehr wohl die Möglichkeit, im Gehen hinüberzuschauen, da, wo sich die Wege berühren, die andern zu grüßen und als Angehörige des gleichen Volkes eine mehr oder minder große Strecke mit ihnen zu gehen.

Das Amt des Priesters kann Rücksicht auf das Besondere fordern: der geistige Laie auf beiden Seiten darf nicht nur, sondern soll sich des gemeinsam Christlichen annehmen. Unter Umständen durchaus in enger Fühlung mit dem jeweiligen Geistlichen: kluge Männer mit Erfahrungen im kirchlichen Leben haben schon des öfteren die Forderung erhoben, daß man überhaupt jedem Geistlichen einen Laien als Adlatus, militärisch gesprochen etwa in der Stellung des IA im Kommando einer Armee, beigeben solle. Der Gedanke hat viel für sich: die Geistlichen oder die Kirchen sollten sich hier ohne Scheu die großen Erfahrungen der militärischen Genialität zunutze machen, zumal sie sich ja heute den Gegnern gegenüber ebenfalls im Kriegszustande befinden. Dieser IA, dieser geistliche Laie, der geistig desto weniger laienhaft sein darf, müßte mit dem entsprechenden Partner von der andern Seite den Kriegsplan beraten, im nahen Kontakt mit seinem geistlichen Oberkommando — um dann die gemeinsame Aktion mit allen Mitteln zu leiten. Er darf nämlich alle Mittel, nicht nur die theologischen heranziehen; er darf die ganze große geistige Welt seiner Konfession mit ihren spezifischen Werten nutzbar machen — er darf die Terminologie der Kirche verlassen und eine neue schaffen helfen, die das Verbindende stärker herausarbeitet als das Trennende. Er soll dabei nicht etwa, wie es um die Jahrhundertwende geschah, mit billigen Bildungsanleihen Interesse zu wecken suchen: er soll um Gottes willen nicht mit Zarathustrapredigten um Aufmerksamkeit ringen und Religion durch Literatur ersetzen oder wenigstens schmackhaft machen wollen. Er soll als Laie ebenso im Religiösen, im christlichen Bereich verbleiben wie der Geistliche; er soll nur zugleich das nicht spezifisch kirchliche Gut in nicht spezifisch kirchlicher Form und Terminologie fruchtbar und wirksam machen helfen. Er soll als Katholik dem Protestanten eine Ahnung beibringen von dem ungeheuren geistig-religiösen Reichtum der katholischen Welt; er soll als Protestant dem Katholiken die wirkliche protestantische Welt sehen lehren, mit ihren ungeheuren Aufgaben und ihren ungeheuren seelisch-geistigen Erfahrungen, damit beide, gestärkt durch das neue Wissen und im Bewußtsein ihrer ungeheuren gemeinsamen Überlegenheit gemeinsam den Kampf gegen die drohende Banalisierung Europas in einem Unglauben aufnehmen, der nicht einmal mehr die Kräfte eines wirklichen Atheismus lebendig machen kann, sondern sich mit dem verwässerten letzten Aufguß einer Aufklärung begnügt, deren sich die guten alten Aufklärer des 18. Jahrhunderts längst bis in die Tiefen ihrer Seele schämen würden.

In diesem Kampf, in dieser gemeinsamen Offensive würde die Fremdheit sich nur zu bald lösen: es würde auch nicht, wie man heute auf beiden Seiten vielfach befürchtet, ein farblos liberalistischer Brei aus lauter Launen und halb Verlorenen entstehen, die vom eigentlichen Sinn des Christentums und seinem Recht auf Menschenformung keine Ahnung mehr haben. Es würde sich vielmehr jener fruchtbare Dualismus ergeben, der im Leben des Einzelnen — siehe die Ehe — wie des Ganzen die sicherste Voraussetzung eines fruchtbaren Daseins ist. Und was das Wichtigste ist: es würde möglich sein, von diesem gemeinsamen Kampf aus, ein gut Teil der halb und ganz Verlorenen im Volk wieder zu gewinnen, sobald man diese große geistige Welt, die die wenigsten kennen, in der richtigen Form dem Volk zugänglich macht. Volk ist nämlich nicht so anspruchslos in geistigen Dingen, wie auch heute noch manche Prediger auf beiden Seiten zu glauben scheinen: ein Teil der Abwanderung gerade des Arbeitertums aus der Kirche ist auf diesen falschen Glauben an die geistige Anspruchslosigkeit zurückzuführen. Der gemeinsame Kampf gegen die billige Gottlosigkeit und damit zugleich gegen die Fremdheit wäre eine ausgezeichnete Gelegenheit, das Odium der Anspruchslosigkeit, das für ein gut Teil der breiten Volksschichten heute auf der Kirche und dem, was sie bietet, liegt, zu zerstören.

In dem Augenblick, in dem das Christentum seinen ganzen geistigen Reichtum in einer Form, die zugleich allen zugänglich und doch nicht nur für die simpelsten Voraussetzungen geeignet wäre, auszubreiten begänne, würde nicht nur die Fremdheit zwischen den Konfessionen schwinden: es würde auch ein großer Teil grade der geistig lebendigsten und wertvollsten Teile des Volks, die heute abseits stehen, aus dieser Fremdheit herausgeholt werden können. Es ist bestimmt nicht leicht, diese Form zu finden: es ist aber durchaus möglich. Man habe keine Angst, Religiöses einmal bewußt interessant zu machen, besser noch, es in seiner ganzen ungeheuren Interessantheit und Lebendigkeit aufzuzeigen: das Ziel ist groß genug, um alle legitimen Mittel im Kampf gegen diese wie gegen jene Fremdheit anzusetzen.

Zur Psychologie des Politikers

Robespierre — Talleyrand

Von Rudolf Pechel

Den einen von ihnen, Robespierre, haben die Franzosen niemals als Politiker gelten lassen, obwohl er die Geschichte des französischen Volkes durch vier furchtbare Jahre bestimmte. Denn für die französische Auffassung konnte er, soweit man ihn nicht ganz als irren Blutsäufer, als manischen Tyrannen, ansah und ansieht, bestenfalls ein vernünftiger Priester sein, der am Objekt Frankreich — wir folgen hier weitgehend der Auffassung seines jüngsten Biographen — eine Pseudoreligion mit Rousseau als Propheten experimentiert hat und, um sie durchzusetzen und die Menschheit zur Tugend und zum Glück zu führen, die Köpfe aller Widerstrebenden gegen seine Religion hat abschlagen lassen. Der rationalistischen Klarheit des französischen Geistes waren von vornherein die ungesund mystische Idee vom „Volke“ und dem „Allgemeinen Willen“ nicht entsprechend. Denn gerade der Franzose verlangt, daß der Politiker, dessen Führung er sich anvertraut, stets und immer vom Menschen ausgeht, von seinen Möglichkeiten, seinen Schwächen und seinem Glücksbegriff, und daß er nicht versucht, nach eigenem Bilde den Menschen zu formen und ihn zum vermeinten Glück einer erfüllten Idee zu zwingen, das nicht sein Glück ist.

Gewiß war Robespierre im damaligen Sinne ein „Demokrat“, aber er war nicht liberal, und er kannte vor allem nicht das französische Ideal der Humanität. Robespierre war ein Gläubiger ohne Kirche, ein Diener des Gottes „Volk“, das er nicht kannte und das kennenzulernen außer über den trockenen Weg des Rousseauschen Gesellschaftsvertrages er niemals auch nur den leisesten Versuch gemacht hat. Sein Göze „Volk“, der im Sinne nicht nur des französischen, sondern jeden Menschentums eine grauenhafte Frage trägt, widersprach in allem und jedem dem Volke und der Menschheit, wie sie nun einmal sind. Robespierre wollte eine vollkommene Gesellschaft gründen, deren einziger Souverän, deren einziger Gott das Volk ist. Und diese versuchte er durchzuführen ohne jede Klarheit über den Unterschied zwischen dem wahren Wesen eines Gottes und dem konstruierten Charakter des sogenannten Volkes.

Aus dieser Einstellung heraus wird ihm die menschliche Wirklichkeit zu einer verbrecherischen Einrichtung, deren Träger man nicht nur zwingen,

sondern im Blut vernichten mußte. So nimmt dieser einer Doktrin unlöslich Verhaftete den Kampf auf für seine Idee, der ein Kampf gegen die menschliche Wirklichkeit und gegen das Leben selber war.

Es ist ein namenloses Unglück, wenn ein Theoretiker, der ideenmäßig eine Revolution vorbereitet, dann, wenn die Revolution in Politik übergehen muß, die dem Leben des Volkes zu dienen hat, Führer wird und nicht im Nachtrab der Geschichte bleibt. Wie jeder Prophet geht er über die Grenzen des menschlichen Lebens hinaus, anstatt wie der Politiker vor dem Menschen haltzumachen und ihn allein als Maß zu nehmen. Der Versuch zur Verwirklichung seines Dogmas führt geradeswegs zum Terror, der allein seiner lebensfremden Idee die letzte Verbindlichkeit geben kann. Er glaubte, daß „das Volk immer das Gute wolle“, aber es nicht immer sähe, und daß er der Einzige sei, der den guten Willen erkennt und ihm zum Durchbruch verhelfen kann. Das Prokrustesbett, in das er das Volk zwingen wollte, war der Grundsatz der „öffentlichen Tugend“, über deren Wesen er allein entschied. Bis Robespierre die Herrschaft, die über neunzehn Schreckensmonate sich erstrecken sollte, antrat, nach der Enthauptung des Königs, war die französische Revolution in weitem Umfang die Erfüllung republikanischer und allgemein menschlicher Freiheitssehnsucht. Durch ihn, der den sie tragenden Ideen keinerlei Steigerung und keinerlei neuen Inhalt mehr gab, wurde sie zum Schrecken Europas und der ganzen Menschheit. Er ist dafür verantwortlich, daß die französische Revolution, die die Menschheit von einer großen Ungerechtigkeit befreite, diese Freiheit zuletzt ausschließlich benutzte, im erhöhten Maße Unrecht zu begehen. Robespierre hat niemals das Volk geführt, sondern stets nur seine Idee gehütet. Er kannte nicht den Glauben an das ruhig-sichere Spiel der Lebenskräfte, das immer und ewig gegen den brutalen Eingriff eines Diktators Recht behält. Das Paradies wurde für ein ganzes Volk zu einem Kerker ohne Licht, an dessen Pforte die Guillotine stand. Mit der Verneinung des Menschen als einzigem Maßstab zerstörte er die Grenze der Politik: die Achtung vor dem menschlichen Leben, und die Politik wird gleich Tod, der Henker zum politischen Funktionär.

Sein lebensfremdes Weltbild war denkbar einfach, fast primitiv. Er konnte nicht anders handeln, als eine Politik der Gesinnung zu treiben, und er errichtete im Namen des „Volkes an sich“ nicht die Diktatur einer mystischen Tugend, sondern die des Pöbels. Die moralische Zerrüttung des Volkes machte rasende Fortschritte. Denn nachdem jede rechtliche Maßnahme, jedes Gerichtsverfahren zu einer reinen Verwaltungshandlung des Konvents und später des Wohlfahrtsausschusses allein erniedrigt wurden und jede Freiheit und jedes Recht aufhörten, suchte jeder nur noch sein Leben mit allen Mitteln zu retten. Da das Volk der Staat geworden war, fielen Individuum und

Staat in eins zusammen, und jedes Privatleben hörte auf. Nach Robespierres Jugendbegriff war das Verhalten des Einzelnen immer eine politische Angelegenheit, ob es sich auch nur auf persönliche Dinge bezog. So wurde die Erforschung der Gesinnung Pflicht und die Denunziation eine Tugend. „Die Angeberei ist die bedeutsamste unserer neuen Tugenden“, und „jede begründete Denunziation soll ihrem Urheber ein Anrecht auf die öffentliche Wertschätzung geben. Jede grundlose, aber aus Vaterlandsliebe gemachte Denunziation darf den Urheber keiner Strafe aussetzen.“ Aus dem fürchterlichen Zerrbild der Tugend ergab sich, daß jede Sünde „Verrat“ wurde und jeder nach Robespierres Maßstab gemessene schlechte Mensch ein „Verschwörer“. Es genügte, wenn jemand nur die Neigung zeigte, ein anständiger und ehrenhafter Mensch nach alten Begriffen zu bleiben, um ihn zum „Verräter“ zu stempeln und ihn auf das Blutgerüst zu bringen. Damit war die Prämie auf Gesinnungslumperei gesetzt. Die armen Zeitgenossen hatten eine fliegende Angst, für politisch „unzuverlässig“ zu gelten. Die Kokarde am Hut bot nicht ausreichenden Schutz, drum heftete man noch eine dreifache Rosette auf den Rockausschlag, die manchmal groß wie ein Teller war, um den sich dann ein möglichst breites Band in den Farben der Trikolore schwang.

Der nächste Schritt war, daß es nicht mehr genügte, kein Verbrecher gegen den Staat zu sein, sondern die Blutgesetze bedrohten jeden mit dem Tode, „der nicht beständig seine Anhänglichkeit an die Regierung kundgetan hat“. Dies zwang die armen Menschen zu den albernsten Maßnahmen: man geht als Sansculotte, man wählt als Taufnahmen die Namen der römischen Republikaner, man spielt mit Karten, in denen es keine Könige und Buben mehr gibt, aber Genien der Freiheit und Gleichheit, man kauft seinen Kindern als Spielzeug kleine Guillotinen, man bespeit jedes arme Opfer des Blutwahnsinns als Schurken und Verräter, man trinkt seinen Kaffee aus Tassen, auf denen die Hinrichtung des Königs abgemalt ist, Tyrannenblut ist die schönste Farbe, die Standbilder der Könige und ihrer treuen Diener werden umgestürzt, Straßen und Plätze, die an die fluchwürdigen Zeiten erinnern, werden umbenannt. Da ein anständig und gut geschnittenes Gesicht, eine freie und adlige Haltung, die Aura einer guten Erziehung und Bildung genügen, um verdächtig zu werden, bemüht man sich um Ordinärheit in jeder Bewegung. Um aber seine Anhänglichkeit an die Regierung zu beweisen, denunziert man frühere Wohltäter und Lebensretter und liefert die eigenen Eltern aufs Blutgerüst.

Da Robespierre gegen das Leben regierte, mußten sehr schnell die Extremisten, die Krankheitskeime in jedem Volkskörper, die immer unschöpferisch sind und nur zerstören können, an die unumschränkte Herrschaft

gelingen. Der moralische Niedergang des Volkes wurde zum Absturz. Zwar war es Pflicht, jede Funktion zu kontrollieren, aber da an allen maßgebenden Stellen die Anhänger der radikalen Richtung saßen, wurden die Kontrollierenden und die Kontrollierten eins. Das schützte jedoch in keiner Weise vor der Korruption, die im Gegenteil ins Ungemessene wuchs.

Das Tempo beschleunigte sich in dem Maße, wie sich der Verfolgungswahnsinn steigerte. Die Propheten des „Allgemeinen Willens“ entscheiden allein, was gut und böse ist. Das Gerichtsverfahren, das schon kein Verfahren mehr war, wird vereinfacht: dem Angeklagten steht kein Verteidiger mehr zu, und man wagte das in der vollkommenen Heuchelei dieser Schreckensmonate damit zu begründen, daß den Angeklagten nicht von den Verteidigern unnötig große Summen abgepreßt werden sollten und daß ihre Richter als Diener der Tugend die besten Verteidiger der Unschuld seien. Längst schon war man Richter und Kläger in einer Person. Bei der ungeheuren Zahl der täglich angeforderten Opfer sahen die Richter nicht mehr hin, wenn ein neuer Angeklagter vor sie trat. So war es möglich, daß der zweiundsiebzigjährige Marquis von Loizerolles zum Tode verurteilt wurde, statt seines aufgerufenen einundzwanzigjährigen Sohnes: man wurde, trotzdem die Nichtidentität festgestellt war, zum Tode verurteilt, „weil man einmal da war.“

Der Vorsitzende schnauzt die Geschworenen an: „Ich werde euch auf den Trab bringen, ich brauche hundertfünfzig bis zweihundert die Woche“, das heißt hingerichten.

Die Geschworenen lieferten ihm in sechs Wochen zwölfhundertfünfundachtzig!

Dabei war Robespierre ein Feind alles Rohen, ihm waren die rauen Umgangsformen wie jede Trunkenheit verhaßt, er scheute den Anblick der Hinrichtungen und – vergoß doch Blut in Strömen. Niemals mehr wird man entscheiden können, ob er ein Fanatiker einer reinen Idee oder ein kranker Blutsäufer gewesen ist. Man wird bei der Erklärung dieses bis damals einzigartigen Lebens immer berücksichtigen müssen, das sich in allem seinem Handeln eigene Minderwertigkeits- und Schwachheitskomplexe abregierten. Er haßte die Menschen, die aus der Sicherheit eigener Substanz lebten, weil er sie beneidete. So brachte er Danton, den echten französischen Revolutionär, den Freund des Lebens und der Frauen, aufs Schaffot. Robespierre, der mit Recht den Namen des „Unbestechlichen“ trug und der die Tugend und das Volk liebte, wurde der Schrecken der Menschheit und seines Volkes, weil er gegen die menschliche Natur und die Macht des Lebens kämpfte und glaubte, seine verblasene Heilslehre mit organisatorischen Mitteln größten Stils und mit den Mitteln eines hemmungs-

losen Terrors durchsetzen zu können. Sein Mißtrauen zu entkräften, gab es nur eine Möglichkeit: sich hinrichten zu lassen!

Noch Clemenceau hat ein Denkmal für Danton enthüllt; Robespierre hat in ganz Frankreich kein Denkmal, keine Straße und kein Platz tragen seinen Namen. Nach einem furchtbar ernsten Worte hatte Gott, den Robespierre durch Gesetz wieder für existent erklären ließ, sich verborgen, und weder er noch das französische Volk, das noch eben Robespierre an dem „Tag des Höchsten Wesens“ königliche Ehren erwiesen hatte, haben von dem letzten, entsetzlichen Schrei dieses Mannes Kenntnis genommen, als der Henker ihm den Verband von seinem durch die eigene Pistolenkugel zerschmetterten Unterkiefer mit einem furchtbaren Ruck abriß. Das Letzte, was die Welt von diesem verunglückten Propheten und dem Kämpfer gegen das Leben hörte, war dieser wilde Schmerzensschrei des vergewaltigten Lebens, der über den Platz der Exekution gellte und dessen Nachhall der rasende Beifall des Volkes erstickte, als ihm das vom Leibe getrennte Haupt des Mannes gezeigt wurde, dem es selbst den Beinamen des „Unbestechlichen“ gegeben hatte.

Auf diesen ehrenden Beinamen nun hatte Talleyrand freilich keinen Anspruch und hat ihn auch nie erheben wollen, denn in seiner vollendet zynischen Lebensauffassung fühlte er sich frei von jedem moralischen Maßstab und steuerte das Ziel, durch die eigne wirtschaftliche Unabhängigkeit wirklich Politik treiben zu können, rücksichtslos und ohne jeden Skrupel an. Schon während des Direktoriums legte er durch Annahme großer und größter Summen von fremden Staatsmännern, die mit Frankreich politische Geschäfte machen wollten, den Grund zu seinem riesigen Vermögen. Aber einer Erscheinung wie Talleyrand kommt man von der moralischen Seite nicht bei, und manche Zeitgenossen schmähten ihn nur, weil er Millionen erhielt, während sie sich mit Tausenden begnügen mußten. Er hatte sein Gewissen so gut in Zucht, daß er ihm viel zumuten konnte. Die bedenkliche Frage nach der notwendigen wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Politiker findet hier keine Antwort. Bei ihm muß man die sittliche von der politischen Persönlichkeit trennen.

Denn Charles Maurice von Talleyrand-Périgord war ein Politiker und Staatsmann größten Formats und vermied als solcher den Fehler, an dem Robespierre gescheitert ist: er kannte sein Volk und ging immer von dem Wesen der Nation aus, für die er handelte, vom menschlichen Element als der Grundlage jeder Politik. Er wußte, daß der Mensch lieber in einer ungerechten und ungleichen Weltordnung lebt, als durch eine Vision von Tugend und Gerechtigkeit nach dem sogenannten Allgemeinen Willen ständig

um sein Leben zittern zu müssen. Er wußte, daß das Leben immer sein Recht fordert und daß die Menschen und das Volk nicht so sehr der absoluten Wahrheit und der strengen Tugend als vielmehr einer nachsichtigen und praktischen Güte bedürfen. Er besaß Duldsamkeit, deren Quelle die Menschenverachtung war. Für ihn war Politik, wie sein großer Gegenspieler Metternich, der so vieles gemeinsam mit ihm hat, sie sah: die Wissenschaft der Lebensinteressen der einzelnen Staaten in ihrer höchsten Sphäre, wobei aber kein Staat isoliert und inselhaft auf dieser Welt lebt und jeden Staat außer seinen Sonderinteressen große allgemeine Interessen bewegen, die ihn wiederum mit anderen verbinden. Er schätzte die wirkenden Kräfte richtig ein und nannte als das klügste Wesen tout le monde, den Jedermann: „Sich in seinen Kampf einzulassen, in dem dieser Jedermann mit seinen Gefühlen und Belangen auf der Gegenseite steht, ist ein Fehler . . .“ Er war gegen die Erschießung Enghiens, weil Napoleon die Verantwortung für die Tat übernehmen mußte, da ein Diktator nicht andere für das tadeln konnte, was in seinem Namen geschah — ohne sie dafür zu bestrafen. Wie Metternich war Talleyrand ein Grandseigneur. Er stammte aus einer der ältesten Familien Frankreichs, und seine Teilnahme an der Nationalversammlung hat ihn nie aus der selbstverständlichen Sicherheit des Lebens und Seins herausbringen und in seinem Lebensgefühl erschüttern können. In dieser Lebenssicherheit fühlte er kein Bedürfnis, täglich sich durch den Beifall und die Anerkennung der Massen bestätigen zu lassen. Er hat mitten in den blutigsten Händeln des Krieges und des revolutionären Terrors gestanden, ohne daß er innerlich und dank seinem Geschick auch kaum äußerlich durch Greuel und ihre Duldung befleckt wurde. Auch in den Zeiten heftigster Erregung wußte er ruhig und weit vorausschauend zu handeln. Er war souverän genug, persönliche Kränkungen nicht mit Groll zu vergelten. Er besaß letzte Selbstbeherrschung. Von durchdringendem Verstande und treu der gesunden Vernunft erkannte er frühzeitig, wie notwendig die Durchsetzung mancher der Ideen, deren Träger die französischen Revolutionäre waren, im Interesse des Gesamtvolkes war. Aber er sah auch mit erbarmungsloser Klarheit deutlich, daß unbewachte und ungezügelter Ideen bei einseitiger Durchsetzung ohne Einklang mit der Weltordnung und den einfachen Lebensgesetzen jedes Menschen bleiben müssen. Nichts ist einzeln und kann segensreich werden, es sei denn, daß man es einbeziehe in das Gehege der großen menschlichen Ordnung.

Talleyrand, geboren 1754, wurde Mitglied der Nationalversammlung 1789, 1792 Gesandter in England, dann dort Flüchtling und bis 1795 in Amerika, dann Außenminister im Direktorium, half Napoleon 1799 zum Konsulat und 1804 als Großkammerer zum Kaisertum, 1806 gefürstet,

1807 Vice-Grand-Electeur und blieb bei aller Gespanntheit ihrer sonderbaren Beziehungen bis zum Sturze des Kaisers trotz offizieller Ungnade von 1809–1814 sein entscheidender politischer Berater. Nichts bestätigt ihn stärker in seiner Bedeutung als Politiker und Staatsmann, daß auch die Restauration seiner Dienste nicht entraten konnte und bei allem Haß und aller Abneigung gegen ihn und seine Art ihn 1814 zum Außenminister und nach einer Pause von 1815–1830 zum Vorschafter in London machte. Und doch hat er eine Regierung nur dann im Stich gelassen, wenn sie vorher ihn verraten hatte, indem sie fehlte gegen seine große politische Konzeption, die Europa und Frankreich hieß. Er hat mutig Napoleon gebeten, nahen Triumph zu verschmähen, der zum endlichen Verderben führen mußte. Den Tauben verriet er, weil die Voraussetzungen durch Napoleons Handeln gegeben waren, daß der Hochverrat sittliche Pflicht der Patrioten wurde. Er haßte die Willkür und hielt das Verbrechen für ein jämmerliches Hilfsmittel politischer Tröpfe.

Es ist oft peinlich, seinen Lebensgang und sein Handeln auf manchen Stationen seines Lebensweges zu betrachten: wie in vollendetem und abstoßendem Zynismus dieser Mann sich zum Bischof machen läßt, heiratet als ein aus der Rutte Gesprungener – und zwar ein denkbar unwürdiges Objekt, nicht nur tief unter seinem Stande, sondern sogar noch tief unter der außergewöhnlich fragwürdigen Moral Talleyrands – und wie er dann endlich, in letzter abgeklärter Weisheit einen auch für ihn tragbaren Weg findet zur Ausöhnung mit der Kirche unmittelbar vor seinem Tode.

Talleyrand hatte eine weitere Tugend des wirklich großen Staatsmannes: er hatte Zeit, selbst im tollsten Wirbel revolutionären Geschehens, und die Arbeit liebte er nur, weil sie eine Erscheinungsform der Lust ist. Er war ein großer Freund der Frauen, liebte und wurde geliebt, und er, der gesagt hat, daß niemand die irdische Seligkeit auf Erden kennt, der nicht vor 1789 gelebt hat, war einer der Letzten, der noch die Liebeskunst des Kokoko, mit dem Verstande und nicht mit dem Herzen zu lieben, beherrschte.

Bei allem Abstoßenden, das dieser völlig amoralische Mensch hat, geht es dem Betrachter seines Lebens so wie vielen Männern und Frauen, mit denen er zusammenkam: aus dem Abgestoßenwerden wird eine immer stärkere Anziehung, und er bezaubert auch den Betrachter seines Lebens, wie er die widerstrebenden Zeitgenossen, jeden, den er wollte, in den Bann seines persönlichen Charmes zog. Die Eitelkeit der anderen war ihm eine starke Waffe. Gerade in der Politik sind selten Ideal und Wirklichkeit zum Decken zu bringen, aber ein Leben wie das des großen Staatsmannes Talleyrand mit all seiner menschlichen Gebrechlichkeit zu studieren, ist für jeden Politiker eine aufschlußreiche Lektion.

Es ist sicherlich kein Zufall im Zuge des geistigen Lebens, daß fast gleichzeitig zwei neue Biographien der so oft behandelten beiden Männer erschienen sind. Robespierres Leben schrieb in einem höchst geistigen, klaren und bis in die letzten psychologischen Falten zielenden Buche Friedrich Sieburg (Frankfurt, Sozietätsverlag), ein Buch, das den vielen Schriften über Robespierre eine neue, unentbehrliche hinzufügt. Freilich bleibt bei ihm am Ende auch ein *Non liquet*: ob dieser Mann ein reiner Tor gewesen ist, den das Unglück des französischen Volkes in die Politik führte statt in die Philosophie und ins Prophetentum. Oder ob er ein kranker Mann gewesen ist. Aber alles das, was nur gesagt werden kann, um das Bild dieser fürchterlichen Erscheinung verständlich zu machen in seinen letzten Motiven, hat Friedrich Sieburg gesagt und gefunden und trägt es vor in einem Stile künstlerischer Meisterschaft, wie wir ihn nur von den besten Biographen erwarten können.

Ganz anders ist das Buch über Talleyrand. Das schrieb der gegenwärtige englische Kriegsminister Duff Cooper (Leipzig, Inselverlag). Vorweg beneidet man jedes Land, in dem ein Kriegsminister solche Bücher schreibt! In jeder Zeile verrät sich der geborene Staatsmann, dem es gelingt, alle Dinge dieses Lebens, alle Wirrnisse des menschlichen Herzens und alle Zusammenhänge der großen Politik einzuordnen in eine menschlich reife, staatsmännische Konzeption. Cooper hat entschieden eine ausgesprochene Vorliebe für den menschlichen Gegenstand seiner Biographie, obgleich er nichts von dem, was unserem Gefühl schwer erträglich ist, verschweigt. Und nebenbei ist es das Buch eines der englischsten Engländer, mit dem bei einem Glase Whisky zusammenzusitzen und ihn plaudern zu hören, ein reiner Genuß sein muß. Er hat eine souveräne Art, das Leben und die menschlichen Dinge in letzter Überlegenheit zu sehen, und macht Gebrauch von einem sympathischen Zynismus, der nicht das Leben verneint, sondern es in all seiner Stärke und mit all seinen erbarmungswürdigen Schwächen bejaht. Man könnte seitenweise aus diesem Buche abdrucken, denn soviel Lebensklugheit, soviel Haltung und soviel Überlegenheit ist darin, daß man gern allen anderen mitteilen möchte von dem eignen Genuß, den dieses hervorragende Buch eines hervorragenden Staatsmannes bereitet hat.



Der Grenzkamm des Himalaja zwischen Nepal und Tibet mit dem Mount Everest

HIMALAJA

Ein Stück menschlichen Willens

Von Felicitas von Reznicek

Wo wir in der Mythologie aus aller Herren Länder nach dem Sitz der Götter forschen, stets finden wir ihn, wenn es dort überhaupt Berge gibt, auf einem Gipfel. Sei es der Olymp oder Walhall, der Fujiyama oder Popocatepetl: die Götter wohnten hoch oben, weil die Berge den Menschen unerreichtbar schienen. Niemand wagte sich hinauf, Tod und Verderben bedrohten den vermessenen Eindringling. Später, als das Christentum immer weiter vordrang, berichtete die Sage von Drachen und bösen Berggeistern, die in den Höhen haufen sollten.

Und doch hat schon in frühesten Zeiten menschlicher Wille den Kampf mit den Naturgewalten aufgenommen, Furcht und Aberglauben überwunden, wenn es sein mußte. Alexander der Große durchzog mit seinen Kriegern den Taurus, das Hochland von Iran, den Hindukusch. Tausende von Männern bewegten sich damals in Höhen, die erst mehr als zwanzig

Jahrhunderte später von Bergsteigern erreicht wurden. Die Römer scheuten nicht den Marsch durch Kaukasus und Atlas. Sie überschritten wie Hannibal die Alpen. Die Herden des Dschingiskhan überfielen Europa nach der gigantischen Leistung eines Zuges durch asiatische Hochebenen und Gebirge.

Diesen Leistungen um irdischer Güter willen sind die Taten von Männern gleichzusetzen, welche, aus ganz anderm Holz geschnitzt, oft mutterseelenallein, die größten Höhen aufsuchten. Geistliche, Inassen von Klöstern in gebirgigen Gegenden, machten sich im 17. Jahrhundert auf, um gegen den Aberglauben der Bevölkerung anzukämpfen. Die meisten von ihnen blieben ungenannt, aber sie waren die ersten Vorkämpfer des ideellen Alpinismus. So wurde langsam der Bann gebrochen, der über jedem lag, der es wagte, von bösen Geistern bewohnten Gipfeln zu nahen. Die sagenhafte Erstersteigerin des Linzenhorn im Bündner Land blieb hoffentlich die einzige „Hexe“, der ihre alpinistische Betätigung zum Verhängnis wurde.

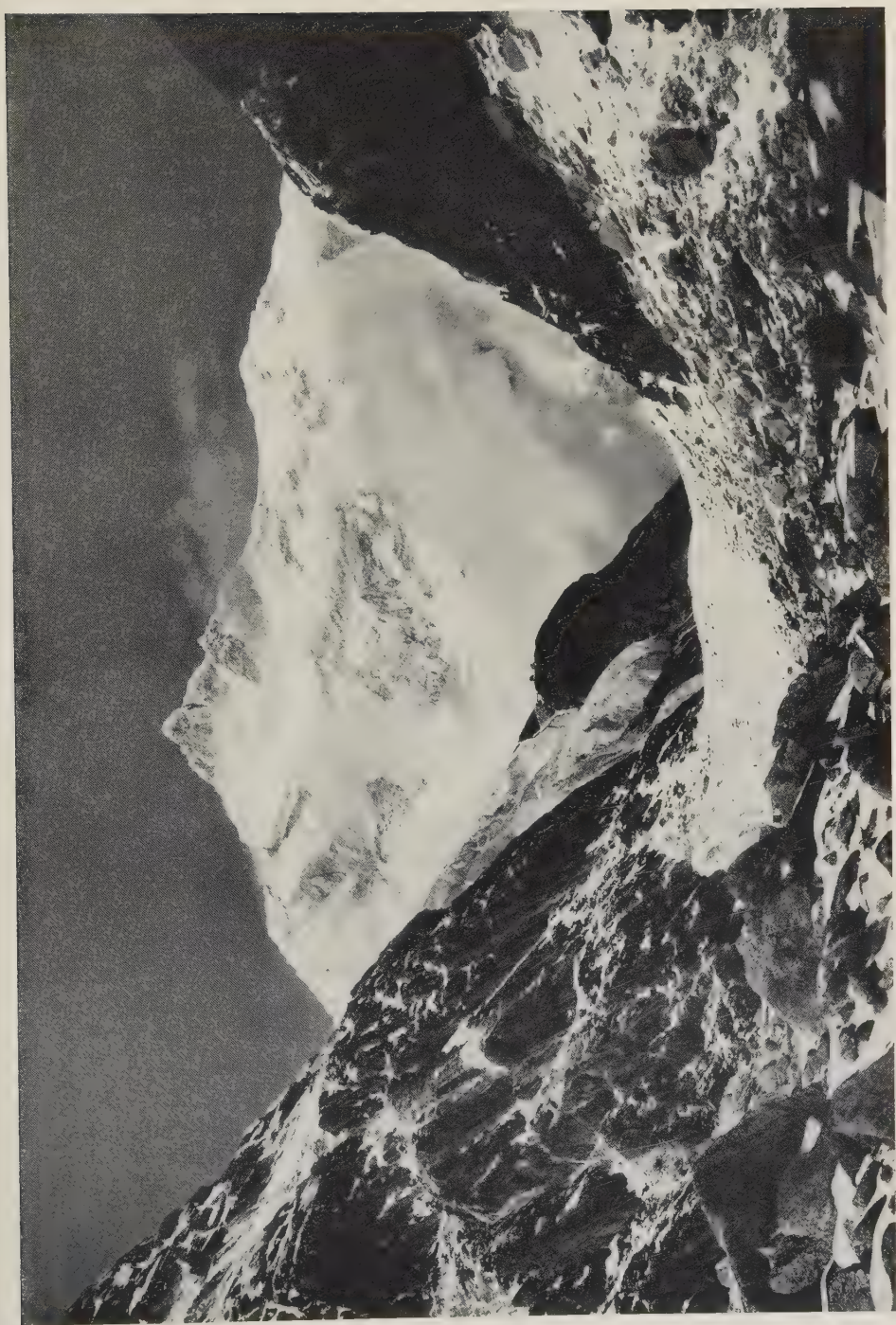
Im 18. Jahrhundert begann dann die eigentliche Entdeckung des Hochgebirges. Walter und Zollinger erforschten die Gletscher im Östal und brachten das erste topographische Buch „Nachrichten von den Eisbergen in Tyrol“ heraus. Gensjäger, Alpler, Kristallsucher, botanisierende Geistliche und Schmuggler wagten sich immer höher hinauf. 1784 wurde der Viertausender „Dôme du Gouter“ erstiegen. Immer mehr Pässe wurden erschlossen.

Die Sehnsucht des Menschen wendet sich den Gipfeln zu. Der Geburtstag des Alpinismus ist der 8. August 1786, an dem Jaques Balmat den Montblanc bezwingt.

Bereits das Jahr 1802 bringt uns wieder einen neuen Beweis, daß der menschliche Wille, wenn ein unerreichbar scheinendes Ziel erkämpft ist, sich an neue, ungelöste Aufgaben wagt. Ein Feuergeist, Alexander von Humboldt, versucht den Chimborasso in der Neuen Welt und erreicht 5800 Meter Höhe. Nur 500 Meter unter dem Gipfel kehrt er um, beim Stand der damaligen alpinen Technik ein ungeheurer Erfolg. Der Herzog der Abruzzen stellt sich eine besondere Aufgabe. Sein Ziel ist der Mount St. Elias in Alaska. Infolge der arktischen Verhältnisse dauert es 38 Tage, bis die Spitze bezwungen ist.

Die europäischen Alpen sind größtenteils erschlossen, und der ewige Kämpfergeist des Bergsteigers wendet sich immer mehr alpinen Aufgaben anderer Kontinente zu. Südamerika und Kaukasus, Pamir und das Gebiet des Kilimandscharo werden von Erkundungsexpeditionen aufgesucht.

Noch ist das Matterhorn nicht erstiegen, das sich bisher gegen jeden Angriff gewehrt hat, als sich schon deutsche Forscher, die Brüder Schlagintweit, in den Himalaja wagen. Nun geht es Schlag auf Schlag. Um die Jahrhundertwende sind schon mehrere Fünftausender erstiegen. Mommery, Bezwiner schwerster Gipfel im Wallis und Montblancgebiet, berennt den Nanga Parbat. In 6000 Meter Höhe wird er gesichtet, dann schluckt ihn eine Wolkenwand, und er kehrt nicht mehr zurück. Der Engländer Freshfield



Der Kangchendzönga

belauert den Kanchendzönga. Von allen Seiten untersucht er ihn auf Angriffsmöglichkeiten. Longsteff stellt einen Höhenrekord von 7300 Meter auf. Von höchster Bedeutung sind die Erkundungsvorstöße des amerikanischen Ehepaares Bullock-Workman. Mehrfach durchqueren sie das Karakorum und tragen einen großen Teil zur kartographischen Erschließung dieses Gebietes bei. Der hochtouristische Höhepunkt ihrer Expeditionen ist die Ersteigung eines Siebentaufenders.

Der Alpinismus als Schulung für den menschlichen Willen, für Vertiefung von Kameradschaftlichkeit und Freundestreue, steht in höchster Blüte. Kein europäischer Gipfel ist unbezwungen. Nur einige besonders schwere Wände und Grate haben sich noch halten können. Immer öfter blicken die Besten der Besten über Europas Grenzen hinaus und suchen dort nach neuen Aufgaben. Himalaja, das Dach der Welt, ist das größte und höchste Ziel. Wann wird der erste ganz große Berg des Himalaja fallen? Welche Nabue wird von seinem Gipfel den Sieg verkünden?

Hier ist die Grenze, sagen viele, und es sind nicht die Schlechtesten, von denen wir diese Meinung hören. 8000 Meter! Nur ein geringer Teil der Menschheit fühlt sich oberhalb von 3000 Meter wohl, die 4000-Meter-Grenze wurde auch unter diesen manchem zum Verhängnis. 7000 Meter, das mag noch gehen, aber dann wird die Luft eben einfach zu dünn.

Die Frage des Sauerstoffs wird immer dringender. Stimmen für und wider ihn werden laut. Der erste ernsthafteste Ansturm auf das Dach der Welt steht bevor.

Da tritt ein Ereignis ein, das alle Pläne zunichte macht und die Kräfte aller Kämpfer für einen andern Einsatz sammelt. Der Weltkrieg beginnt. Viereinhalb Jahre dauert das große Ringen, und es sieht zunächst so aus, als ob, so lang der Weltbrand lodert, an eine Weiterentwicklung des Bergsteigens nicht zu denken sei. Gerade dieser Krieg aber brachte eine entscheidende Wendung in der alpinen Technik. Dolomiten- und Karpatenkrieg stellten dem menschlichen Willen wieder neue Aufgaben, und er löste sie.

Wochen, Monate und Jahre hausten Menschen bei sibirischer Kälte im Bereich der 3000-Meter-Grenze. Mit einem Schlag machte die Notwendigkeit Biwaks in Eis und Schnee zur Gewohnheit. Galt früher ein Zwangsbiwak in einer Felswand in den Sommermonaten als gefährliches Zwischenpiel, so richtete man sich nun, so gut es ging, häuslich ein.

Im Ortlergebiet standen auch während der Wintermonate ganze Truppenteile. Bis in die Höhe von 3900 Meter transportierte man, mitten über Eisfelder, ein Geschütz. Träger brachten auf dem Rücken einzeln die Granaten hinauf, ganze Kompanien versorgten die Feldwachen auf dem Monte Vioz oder dem Punte St. Matteo mit dem Nötigsten. Der Busazagrät, an seiner breitesten Stelle etwa $1\frac{1}{2}$ Meter und senkrecht nach beiden Seiten abstürzend, galt vor dem Krieg im Sommer als nur für gute Bergsteiger gangbar. Im Krieg querte man ihn auch im Winter, trotz Wächtengefahr.

Ablösungen, mit dem Maschinengewehr auf dem Rücken, arbeiteten sich in schwerster Kletterei hinüber.

Es war nicht immer möglich, im Gebirgskrieg feste Unterstände zu bauen. Teilweise wurde in gewöhnlichen Zelten übernachtet und überwintert. Ganze Kompanien gruben sich in den Schnee ein. Lawinengefährliche Mittagsstunden, Wächten- und Steinschlaggefahr wurden nicht berücksichtigt. Mußte ein Steilhang traversiert werden, dann geschah das eben, mochte auch der Weiße Tod lauern. Menschlicher Wille und das eiserne Muß bezwangen jede Schwierigkeit.

Eine harte Schule für Körper und Geist, und so ist es kein Wunder, daß, nachdem die erste Apathie der Nachkriegsjahre überwunden war, die Auserwählten unter den Bergsteigern sich wieder höchsten Zielen zuwandten. Sie hatten in der Zwischenzeit viel gelernt und werteten ihre Erfahrungen entsprechend aus. Besonders die Deutschen und Österreicher taten sich in den hochalpinen Gebieten Asiens und Südamerikas hervor. Altmeister Pfann rüstete eine Andenerpedition aus und erstieg den höchsten Gipfel, den Illampu (6500 Meter). Vorchers und die Seinen zog es in die Cordillera Blanca, wo der Huascaran mit seinen 6765 Meter Höhe bezwungen wurde. Der endgültige bergsteigerische Ertrag dieser deutschen Expedition bestand aus einem Siebentausender, 5 Sechstausendern und 14 Gipfeln und Hochpässen zwischen 5 und 6000 Metern Höhe.

Im Hochland des Pamir führten die Deutschen die Erstersteigung des Piz Lenin (7200 Meter) aus.

Vor der Gebirgskrieg viel Gelegenheit, technische und praktische vervollkommnungen auszuprobieren, so ist im allgemeinen zu sagen, daß das Kriegserlebnis, die harte Schule des erbitterten Kampfes der Völker, den Begriff für das, was die Menschen leisten können, wieder neu erstehen ließ. Kameradschaft und die Fähigkeit, das Unerträgliche zu ertragen, erreichten in dieser Zeit größte Höhepunkte.

Den Ruhm, die erste alpine Expedition nach dem Kriege in außereuropäisches Gebiet durchgeführt zu haben, dürfen die Engländer für sich in Anspruch nehmen. Ihr Weg führte sie — wer zweifelt daran? — in den Himalaja. Mount Everest, 8880 Meter hoch, der höchste Gipfel der Welt, steht unbezwungen auf der Grenze zwischen Tibet und Nepal. 1921, beim ersten Erkundungsvorstoß, erreichen die Engländer 7010 Meter und entdecken den günstigen Zugang über den Nordgrat. Kellas, der bekannte Himalajasorcher, kehrt von dieser Expedition nicht zurück und wird dort beerdigt, wo seine Sehnsucht ihn so oft hinführte.

Aud wieder reißt ein starker Wille alle Grenzen ein und führt seine Gefolgschaft zu Höchstleistungen. General Bruce, als junger Hauptmann einer der Ersten, die einen Plan zur Eroberung des Mount Everest faßten, führt von neuem seine Getreuen an den Fuß des höchsten Berges. Im Jahre 1922 wird das höchste Lager auf 7620 Meter errichtet, und ein erster

Gipfeltrupp stößt bis 8180 Meter vor — es ging wieder einmal, was für unmöglich gehalten wurde. Ein zweites Mal führt noch 120 Meter höher, aber beim dritten Versuch wehrt sich der Berg. Sieben Träger fallen einer Lawinenkatastrophe zum Opfer.

Nach diesem Unglück folgt eine Atempause, 1923 ist Ruhe, doch der Engländer gibt sich nicht geschlagen. 1924 rüstet er seine dritte Expedition aus. Sie ist uns allen noch in Erinnerung. Keiner von uns hat die Tragödie von Mallory und Irvine vergessen. Auf fast 8600 Meter Höhe hat einer die Kameraden zum letztenmal gesehen. Sie sind nicht zurückgekehrt. Schlag der Berg schon eine Sekunde später zu? Wurde ihnen ein Stein zum Verhängnis oder verließ sie die Kraft? Vielleicht wird das Rätsel einmal gelöst, wenn es Glücklicheren vergönnt ist, einst auf dem Gipfel der Welt zu stehen.

Zunächst trat nach diesem tragischen Ende ein jahrelanger Stillstand ein, und fast schien es, als ob man das Ziel überhaupt aufgeben werde. Da traten die Deutschen auf den Plan. Ihre kühnen Angriffe auf den Kangchenzönga, den zweithöchsten Berg des Himalaja, brachten das Ringen um die höchsten Gipfel der Erde wieder in Fluß. Seitdem sind nun Jahr für Jahr große Expeditionen am Berg. Neun Jahre, nachdem Mallory und Irvin am höchsten Berg der Erde verschwunden waren, maßen wieder Männer ihre Kräfte an dieser großen Aufgabe.

Ruttledge führte seine Kameraden noch einmal zum Everest. Der Endkampf um die Gipfelpyramide wurde mit ungleichen Mitteln geführt, denn das Wetter spielt dort eine noch größere Rolle als in europäischen Zonen. Wenige Tage Zeitverlust bringen den Monsun bedenklich nahe, der allen Versuchen ein Ende setzt. So geht es auch diesmal den Engländern. Das höchste Lager liegt in 8350 Meter Höhe, und von hier aus stößt der erste Gipfeltrupp vor. Auf der seinerzeit auch von Norton und Somervell betretenen Stufe ergeben sich große technische Schwierigkeiten. Auf einem Band, das sich unterhalb des Gipfels hinzieht, dringt man weiter vor, bis auf 8530 Meter. Aber der fortschreitende Tag macht eine Umkehr nötig. Ein zweiter Trupp kommt nicht höher, denn ein Mann versagt nach kurzer Zeit, und Smythe, wenige Jahre vorher Sieger über den höchsten bisher betretenen Gipfel (Kamer, Himalaja, 7700 Meter) kann allein nicht zum Ziel gelangen. Dann bricht der Monsun aus.

Einmal hat der höchste Berg der Erde ein eigenartiges Opfer gefordert. Von diesem gewaltigen Bergmassiv wie bebezgt, faßte ein einzelner Mensch den Plan, allein den Mount Everest zu besteigen. Er zahlte für seine Vermessenheit mit dem Leben.

Ganz unbezungen aber sind die Achttausender des Himalaja nicht mehr. In monatelanger Vorbereitung arbeiteten die Briten einen sorgfältigen Plan aus, der ihnen im Winter 1933 den Erfolg brachte. Menschenkraft allein reichte noch nicht aus, aber menschlicher Geist schaffte sich die Werkzeuge, mit Hilfe der Technik bis über den höchsten Punkt der Erde vorzustoßen. Oberst Etherton überflog die Zentralgruppe und den Mount Everest.



Blick auf Darjeeling und die Himalajakette

Wer von Darjeeling nach Norden blickt und das gewaltige Massiv des Himalaja betrachtet, dem fällt ein Gebirgszug auf, eine Kette von riesigen Ausmaßen — und es ist ein einziger Berg: der Kangchendzönga, 8579 Meter hoch. Noch niemand hat einen ernsthaften Erstbeigangsversuch unternommen, denn die Wände dieses Eiszriesen kommen überhaupt nicht in Frage, und die Grate scheinen völlig unzugänglich. Ganz im stillen aber hat sich ein Mann mit diesem Berg beschäftigt. Ohne viel davon zu sprechen, hat er im Jahr 1928 mit einigen Kameraden den Kaukasus aufgesucht und dort Erfahrungen gesammelt, besonders das Übernachten in Eishöhlen erprobt. Und 1929 zieht Paul Bauer mit seinen Getreuen zum „Kantsch“. Der Berg ist 20 Kilometer lang und 10 Kilometer breit.

Am Fuß des Berges angelangt, kann Bauer feststellen, daß seine Angriffspläne richtig sind. Der einzige Zugang ist von Nordosten, über einen teilweise äußerst steilen Gratausläufer.

Am 14. August wird das Basislager auf 4360 Meter Höhe errichtet, ein oberes Standlager bestimmt. Gefährliche und technisch außerordentlich schwierige Arbeiten führen endlich durch eine Eistrinne zum Grat des Nordostsporns. Noch einmal schwerste Arbeit, um den gefundenen Weg für die beladenen Träger gangbar zu machen. Der Himalaja bedient sich aller Mittel zur Abwehr. Schlechtes Wetter, Neuschnee und Lawinengefahr werfen die Bergsteiger immer wieder zurück. Eiserner Wille bringt es aber doch zuwege, daß man Mitte September einen Kastenplatz auf dem Grat errichten kann. Unzählige Eistürme stehen im Weg. Über sie hinweg oder um sie herum muß man weiterkommen und stets die gefundenen Trassen für die Träger vorbereiten. Bis 70 Grad geneigte Firnwände sind zu bezwingen und schwindelnde Tiefblicke begleiten den Weg. Oft glauben auch die Zuversichtlichsten unter den Teilnehmern, daß kein Weiterkommen mehr sei. Einmal wird mitten durch einen Eisturm ein Tunnel gebackt, wozu man zwei Tage braucht. Auf 7400 Meter Höhe scheinen die schlimmsten Schwierigkeiten überwunden, der Weg zum Gipfel frei. Da fällt Neuschnee in ungeheuren Mengen. Der Winter bricht herein, man schreibt den 8. Oktober.

Wieviel Willenskraft gehörte dazu, bis hier hinaufzukommen? Sie ist nichts gegen die Energie, die nötig ist, um den Entschluß zur Umkehr zu fassen und mit den Trägern bei diesem Umwetter sicher über den 2000 Meter hohen Grat hinabzukommen. Es war ein Wunder, daß sie alle lebend zurückkehrten.

Zwei Jahre später steht Bauer wieder am Fuß des „Kantsch“. Auch dieses Mal trifft er es mit dem Wetter nicht gut. Manchmal wird der Gefrierpunkt bis fast 6000 Meter Höhe nicht überschritten. Die Firngebilde auf dem Grat sind daher nicht so hart und infolgedessen unsicher. In den Tälern herrschen Epidemien, die vom Nachschub ins Hochlager eingeschleppt werden. Tagelang zittert man um einen der besten „Sahibs“, der an Blinddarmentzündung erkrankt ist. Glücklicherweise geht es gut aus, und der Patient folgt zwei Tage später nach.

Man ist diesmal früher aufgebrochen und erreicht daher schon am 22. Juli den Grat und eine Höhe von 6000 Meter.

Infolge der schlechten Schneeverhältnisse muß man in die Flanke des Grates ausweichen und in zweieinhalbwöchiger Arbeit einen Weg bahnen. Der junge Münchener Schaller fällt einem Unfall zum Opfer, mit ihm stürzt ein Träger ab. In diesem furchterlichen Augenblick muß sich der Expeditionsleiter zusammenreißen, um die andern Menschen, die noch am Berg sind, in Sicherheit zu bringen. Das Unglück hat alle furchtbar mitgenommen, kostbare Zeit ist mit der würdigen Bestattung verlorengegangen. Seuchen wüten weiter unter Sahibs und Trägern. Einer hat Malaria, ein anderer Paratyphus, ein dritter Ischias. Träger fallen fast ganz aus, und fünf Bergsteiger bleiben für den letzten schweren Vorstoß.

Noch immer geben sich die Männer nicht geschlagen. Verbissen arbeiten sie sich vorwärts, bewältigen haushohe Eishügel und machen den großen Abbruch gangbar. Eine neue Eisbarre wird ebenfalls überwunden und Lager X, 7360 Meter hoch, bezogen. Nur noch wenig Siebentausender überragen diesen einzigartigen Standplatz. Das Wetter scheint sicher zu werden. Immer näher rückt man der 8000-Meter-Grenze. Das macht sich auch bemerkbar, denn erst nach zwei Tagen überwinden einige Bergsteiger einen Schwächeanfall.

Der Spitzentrupp betritt den Gipfel des Nordostsporns. Ein herrlicher Blick auf den Hauptgipfel! Greifbar nahe liegt er da, und doch unerreichbar, denn der Steilhang, nicht zu umgehen und einziger Weg zum Gipfelgrat, ist mit Schneebrütlern besät. Fast 8000 Meter hoch, das Ziel vor Augen, und doch umkehren!

Himalaja! Mit dem Namen dieses höchsten Gebirges der Erde sind die Namen von drei Gipfeln verknüpft, um die unsere Besten mit Zähigkeit, gekämpft haben: Mount Everest, Kangchendzönga und Nanga Parbat, der Berg des Schreckens. 8114 Meter hoch liegt die Spitze, deren Erststeigung schon das Ziel eines Nummery war. Der Deutsche Willy Merkl hat ihn ausgewählt und macht sich im Jahr 1932 mit einer aus Deutschen und Angelsachsen bestehenden Expedition auf den Weg nach Indien. In wochenlangem Marsch muß er die tiefverschneiten Pässe überwinden, und das Gelände erweist sich als teilweise recht schwierig. Auch hier wird ein Teilnehmer von einer Blinddarmentzündung befallen, doch diesmal geht es nicht so gut aus. Er muß absteigen und sich in einem Militär Lazarett einer Operation unterziehen. Ohne Kuhnigk, der einer seiner besten Männer war, kämpft Merkl weiter und überschreitet die 7000-Meter-Grenze, aber das Himalajawetter ist wieder schlecht gelaunt, und Merkl kehrt ohne Sieg zurück. 1934 sammelt er ein paar neuer und alter Kameraden und rüstet hoffnungsfreudig eine zweite Expedition aus. Auch Welzenbach, sein Tourenbegleiter auf mancher schwerer Fahrt, beteiligt sich an dieser Unternehmung.

Nur allzu kurz ging alles programmäßig. Kaum beim Gipsfelmassiv angelangt, erkrankte ein Teilnehmer, er beachtete seine Erkältung nicht und starb wenige Tage danach an Lungenentzündung. Gleich zu Anfang ein Zeitverlust, doch noch ist der Wille nicht gebrochen. Lager V und VI sind schon errichtet, der Nachschub geregelt, da trifft ein neues Verhängnis die Bergsteiger. Der Radioempfänger versagt. Trotz allen Bastelns ist die Reparatur nicht auszuführen. Inzwischen bereiten sich fünf Bergsteiger und fast ein Duzend Träger zum Gipsfelansturm vor. Sie erreichen den Silberfattel, erreichen fast 7900 Meter Höhe. Indessen ist man auf den englischen Radiostationen der Hauptstädte Indiens in fieberhafter Erregung. Haben die Deutschen da oben keine Ahnung von dem furchtbaren Wettersturz, der sie bedroht? Man sendet und sendet — man erhält keine Antwort. „Fürchterlicher Wettersturz, Orkan, sibirische Kälte“, tickt es durch den Äther. Das kunstvolle Gerät, von Menschenhänden gebaut, versagt im Augenblick höchster Not. Das Schicksal siegt über den Willen der Kreatur. In einer grauenvollen Wetterkatastrophe müssen die Deutschen den Abstieg beginnen.

Von fünf Bergsteigern kommen zwei zurück. Sechs Träger finden den Tod.

Die Achtraufender sind unersteiglich! Wozu die Opfer? Was haben wir da oben verloren? — So fragen sicher viele unter uns.

Und doch werden in diesem Jahr die Engländer am Mount Everest kämpfen, und es ist gut so, denn solange uns Grenzen gesetzt sind, wird der menschliche Wille bemüht sein, sich über seine Grenzen zu erheben, über uns hinauszuwachsen. Höchste und schwerste Opfer müssen dafür gebracht werden, und auf ihrer aller Schultern wird dereinst jener stehen, dem es vergönnt ist, ans heißersehnte Ziel zu gelangen.

Photos des B. I.-Archivs

Blickrichtung: Technik

VON WALTHER PAREY

Warum gibt es für Italien eine abessinische Frage? Die landläufigen Antworten lauten: Bevölkerungsdruck in Italien, politische und wirtschaftliche Hintergründe, Träume von einem neuen Imperium Romanum. Das mag alles das Richtige treffen; aber wir suchen eine andere Antwort und wollen einmal die Frage umkehren: wann gäbe es für Italien keine abessinische Frage? Und unsere Antwort lautet: wenn die Technik nicht den Suezkanal geschaffen hätte. Das Mittelmeer hatte von Natur aus nur einen Ausgang, bei Gibraltar. Der Weg nach Ostafrika war weit und beschwerlich, als nur dieses Meerestor offen war. Die Technik schuf das zweite Tor, und damit war ein wichtiger Teil der Welt umgestaltet. Neue Verbindungen ergaben sich, aber auch neue Spannungen, die wir jetzt erleben.

Wir werfen diese Frage auf, um an einem heute alltäglichen Begriff vor Augen zu führen, wie sehr die Technik unser Weltbild beeinflusst, ja umwandelt. Früher war die Erde wirklich groß. Fernsprecher und Telegraph, Eisenbahn und Flugzeug haben die Völker viel näher aneinandergerückt, so nahe, daß sie sich aneinander stoßen und reiben. Ereignisse in fernen Ländern, die früher durch gelegentliche Kunde wie eine Mär zu uns drangen, meldet uns die Technik in wenigen Minuten, und zwar nicht nur zur Kenntnisnahme, sondern zur Stellungnahme und Entscheidung, denn die Verbindungen gehen hin und her, alles ist miteinander verschlachten.

Die Menschheit hat diese Dinge noch nicht ganz verarbeitet, die Entwicklung ist noch zu jung, sie kam zu plötzlich, wie ein Gewitter. Deshalb sind so viele Spannungen in der Luft, zwischen vielen Völkern und innerhalb vieler Völker. Man hat noch nicht recht gelernt, sich in diesem engen Beieinander heimisch zu machen und die neuen Möglichkeiten richtig in Rechnung zu stellen. Man muß erst noch den Blick dafür bekommen, so wie er sich für die politischen und psychologischen Dinge in Jahrhunderten gebildet hat.

Ein Rückblick auf einen ganz kurzen Zeitabschnitt technischen Schaffens, auf das Jahr 1935, mag zu solchem Erkennen beitragen. Es bietet gute Beispiele dafür, wie politische Entscheidungen in Wechselwirkung stehen mit technischen Aufgaben und ihren Lösungen.



Hydrieranlage. Aus heimischer Braunkohle wird durch Anlagerung von Wasserstoff-Atomen an Kohle-Atome Benzin oder Schmieröl hergestellt. Der wissenschaftliche Name des Wasserstoffs (Hydrogenium) hat dem Verfahren den Namen Hydrieren gegeben. Zwei verschiedene Verfahren hat man bisher gefunden. Beide stellen ein Schulbeispiel dar, wie der moderne, an abstraktem Denken gewöhnte Geist mit Dingen, die hier Atomen — arbeitet, die man nicht sehen kann, deren Eigenschaften man nicht verstehen kann, sich verhält. Man verhält sich zu ihnen, wie man sich zu den Gesetzen der Physik verhält. Man aber aus geistreichen Versuchen und theoretischen Überlegungen kennt.

(Phot. Bildarchiv I. G. Farbenindustrie A.-G.)

Unten: Reichskraftfahrbahn Frankfurt a. M.—Heidelberg. Quer durch Deutschland ziehen sich diese neuen Adern des Verkehrs. Auf der Landschaft fast geradlinig, sind sie in Wirklichkeit mit vielen sanften Kurven versehen, damit der Fahrer nicht ermüdet. Der Kraftwagen findet auf diesen Straßen die nur ihm vorbehalten sind, Fahrmöglichkeiten, die ihresgleichen suchen.

(Phot. Dr. Paul Wolff, Frankfurt a. M.)

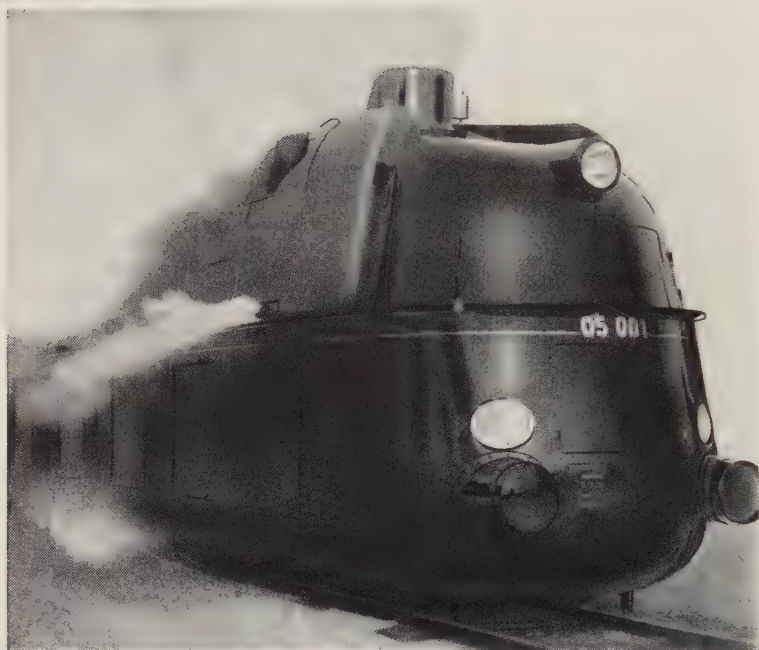


Die Arbeitsbeschaffung in Deutschland, deren großer Erfolg heute unbestritten ist, war ursprünglich ein rein politischer Entschluß zum Wagnis. Ihre Durchführung aber war Technik; nicht Einsatz technischer Mittel schlechthin, sondern ingenieurmäßiges Denken und Planen.

Die Rohstoffversorgung tritt uns vor Augen als eine Devisenfrage, ihr wahrer Hintergrund aber ist Technik. Was bedeuten einem Volk, dem es gelingt, die Motoren seiner Panzerwagen und Flugzeuge mit heimischen Treibstoffen laufen zu lassen, Ölsanktionen? An dem einen Wort, täglich in der Zeitung erörtert, wird verständlich, was es bedeutet, wenn Ingenieure „Heimstoffe“ schaffen. Nehmen wir hierfür weiter das Beispiel der Kunstharze oder Preßstoffe. Als elektrischer Isolierstoff tauchen sie auf. Zunächst besteht nur ein Teil vom Handgriff des Fernsprechkörpers — um einen der vielen Anwendungsfälle heranzugreifen — daraus: dann erkennt man technische und herstellungsmäßige Vorzüge und macht den ganzen Hörer daraus in einer völlig neuartigen Form reiner Zweckmäßigkeit. Nun geht es von der Elektrotechnik zu anderen Anwendungsgebieten, zu Tür- und Fenstergriffen; man beginnt — ein vollkommen anderes Gebiet — die metallenen Lagerchalen, in denen sich Maschinenwellen drehen, aus diesen Stoffen zu machen, und zwar zunächst, weil man technische Vorteile erkennt. Anfänglich treten gewisse Schwierigkeiten auf, man forscht und kommt weiter. Die heutige Knappheit an ausländischen Metallen läßt die Anstrengungen verdoppeln, die zu neuen Erfolgen führen. In welchem Tempo wird es weitergehen? Wird auf eine Bronze- und eine Eisenzeit einmal eine Kunststoffzeit folgen?

Parallel zur Schaffung neuer Werkstoffe geht das verstärkte Heranziehen alles dessen, was der deutsche Boden bietet. Planmäßige Messungen und Tiefbohrungen sollen ergründen, wo Schätze an Erdöl und Eisenerzen vorhanden sind. Gleichzeitig arbeitet der entwerfende Ingenieur Hand in Hand mit dem Forscher, um die vertieften Kenntnisse über das Verhalten der Werkstoffe unter Last dafür einzusetzen, bei gleicher Sicherheit und Güte der Konstruktionen mit weniger Werkstoff auszukommen.

Als das Jahr 1935 dem deutschen Volk die Wehrfreiheit brachte, stand die deutsche Technik vor riesigen Aufgaben. In kürzester Frist mußten moderne Waffen erdacht und hergestellt werden, und das in einer Industrie, die seit sechzehn Jahren keine Waffen gefertigt und eben erst eine schwere Wirtschaftskrise hinter sich hatte. Die Bedeutung der Technik für das Heer von heute ist ungeheuer groß. Gewiß wird auch den Zukunftskrieg in hohem Maße der Geist der Truppe entscheiden; aber ohne Panzerwagen und Flugzeuge, ohne Maschinengewehre und Flaks wäre der Erfolg genau so zweifelhaft, wie wenn der tapferste Ritter allein mit Schwert und Rüstung gegen Feuerwaffen kämpfen wollte.



Stromlinienlokomotive der Deutschen Reichsbahn. Mit einer Geschwindigkeit von 196 Stundenkilometern auf der Probefahrt zwischen Berlin und Hamburg ist sie die schnellste Lokomotive der Welt. Die windschnittige Verkleidung ergab Einsparnisse von einhundert Pferdestärken.
(Phot. Bildarchiv der Deutschen Reichsbahn)

Unten: Schlepper für schweres Geschütz. Die motorisierte Bespannung bei der motorisierten Artillerie der Motorschlepper geworden, der gleichzeitig Mannschaftswagen. Die sinnreiche Verwendung von Raupen an den Rädern gibt die erforderliche Beweglichkeit und Zugkraft.

(Bild aus Max Burchard „Soldaten!“, Hanseatische Verlagsanstalt AG., Hamburg)



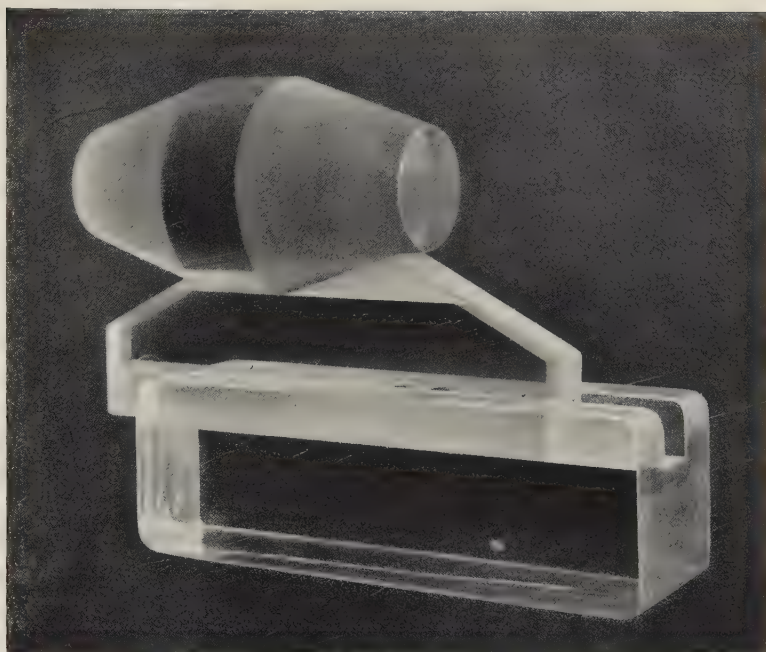
anend bearbeitetes
Lange Zeit war man
ie spanlose Formung
Glases in teigigem
and durch Blasen
Pressen beschränkt.

Schaffung der Hart-
llwerkzeuge hat dazu
urt, daß auch Glas
abhebend“ bearbei-
werden kann. Dem
ischen Werkstoff Glas
nen sich dadurch ganz
Anwendungsgebiete.

(Phot. Osram, Berlin)

en: Deutscher Kampf-
n. Schnelligkeit, Wen-
eit, Anpassung an
s Gelände, dazu
ungsfähige Bewaff-
g und gute Pan-
ng kennzeichnen den
igen Kampfwagen.

Phot. Presse-Illustrationen
inrich Hoffmann, Berlin)



Hundert Jahre ist die deutsche Eisenbahn alt. Bedeuteten die Jubelfeiern einen Abschluß der Entwicklung? Vor wenigen Jahren sah es fast so aus; heute ist die Frage zu verneinen. Der Kraftwagen, der Menschen und Waren schnell von Haus zu Haus bringt, setzte zum Sturm an gegen das Monopol der Eisenbahn; die Landstraßen belebten sich wieder. Die Reichsbahn erkannte die neuen Aufgaben: Schnellverkehr, häufige Verkehrsmöglichkeit durch Aufteilung der großen Zugeinheiten, Haus-zu-Haus-Verkehr, kurz, Dienst am Kunden.

Die Erfolge treten schon zutage: die altbewährte Dampflokomotive erlebte einen Entwicklungssprung und kann heute fahrplanmäßig mit 150, auf Probefahrten sogar mit dem Weltrekord von 196 Kilometern in der Stunde fahren. Der Motortriebwagen, bekannt als „fliegender Hamburger“, erreicht 165 Kilometer in der Stunde; er fährt als schnelle kleine Zugeinheit. Der Güterverkehr ist durch das Einsetzen von Zubringer-Lastwagen, Versandbehältern und kurzen Schnellgüterzügen stark verbessert worden. So eröffnen sich dem Verkehr auf der Schiene ganz neue Entwicklungen.

Aus dem einstigen Gegensatz zwischen Schiene und Straße, der in vielen Ländern noch besteht, ist im Deutschen Reich Zusammenarbeit geworden, denn die Gesellschaft „Reichsautobahnen“ ist eine Tochter der Reichsbahn. Die ersten Strecken der Reichskraftfahrbahnen konnten in Betrieb genommen werden; sie geben der deutschen Landschaft ein ganz besonderes Gepräge.

Das Jahresende brachte die Verkündung des Energiewirtschaftsgesetzes. In der Notwendigkeit, ein solches Gesetz zu schaffen, drückt sich aus, wie weit die Technik in das soziale und gewerbliche Leben heute eingreift. Gerade bei der Energieversorgung ist das in besonders hohem Maße der Fall. Vier Fünftel aller deutschen Haushaltungen sind an die öffentliche Gas- oder Stromerzeugung – oder beide – angeschlossen, etwa drei Viertel aller Antriebsmaschinen in Gewerbe und Industrie sind, dem Leistungsanteil nach, Elektromotoren; sogar rund vier Fünftel aller landwirtschaftlichen Betriebe im Reich haben Stromanschluß dank dem engen Überlandnetz. Die Abhängigkeit des ganzen Volkslebens von der Zuverlässigkeit und den Preisen der Energieversorgung ist heute so groß, daß die Regierung sich die Aufsichts- und Eingriffsmöglichkeit schaffen mußte. Gründe der Landesverteidigung und der Rohstoffversorgung haben mitgesprochen, denn Gas und Strom beruhen auf heimischen Energiequellen.

Die wenigen Beispiele, herausgegriffen aus den technischen Ereignissen des Jahres 1935, zeigen, wie eng verknüpft unser heutiges Leben mit Technik und technischem Schaffen ist. Dies geistig zu erfassen und daraus ein Weltbild zu bauen, ist die große Aufgabe. Es genügt nicht, technischen Sensationen nachzuspüren und sich an technischen Wundern zu berauschen – wie es nur zu häufig geschieht – man muß vielmehr erkennen, daß das technische Schaffen unsere Welt umgestaltet, daß Raum und Zeit und damit der Erdball selbst zusammenschrumpfen.

K u n d s c h a u

Die Zeichen mehren sich. Japan hat die Flottenkonferenz verlassen, und in Nordchina ist wiederum ein neuer selbständiger Staat ins Leben gerufen worden, der ganz unter japanischem Einfluß steht und eine neue Schwächung Chinas bedeutet. Japan konnte gar nicht anders handeln, denn seine Staatsmänner täuschen sich nicht darüber, daß die beiden großen, im Fernen Osten hauptsächlich interessierten Mächte, England und die Vereinigten Staaten, die letzte Entscheidung nicht mehr lange vermeiden wollen. Nur von dieser Gewißheit aus kann man die englische Politik in Europa richtig verstehen und ihre oft widerspruchsvoll erscheinenden Züge einheitlich deuten. England braucht für die herausziehende große Auseinandersetzung in Ostasien ein befriedetes Europa und ein neutrales Rußland. Es scheint jetzt überzeugt zu sein, die Schwierigkeit mit Italien auch auf einem weniger radikalen Wege, als man ursprünglich annahm, bereinigen zu können. In Genf verfährt man milde gegen Italien und man sieht in England es nicht ungern, daß niemand die Sanktionen zur Erörterung stellt. Ob die Kriegslage in Abyssinien Mussolini nach den letzten Erfolgen nachgiebiger gemacht hat, bleibt abzuwarten, aber es besteht auch die Möglichkeit einer innerpolitischen Kräfteverlagerung in Italien. Es wird gut sein, auch das englisch-französische Militärbündnis in erster Linie aus der Sorge, Europa in Ruhe zu halten, zu verstehen. An der französischen Außenpolitik wird sich unter einem neuen Kabinett nichts ändern. Daß das Deutsche Reich dieses Bündnis als gegen den Locarnopakt verstoßend empfindet, ist nur zu begründet. Besteht doch auch zwischen Frankreich und Sowjetrußland ein Militärbündnis, in dem ein würdiger Partner zu sein, Sowjetrußland sich jährlich vierzehn Milliarden kosten läßt! Man glaubt, auch in Spanien die englische Hand im Hintergrunde zu spüren, denn die Wiederaufrichtung des spanischen Königtums, die immerhin in recht greifbare Nähe gerückt ist, verstößt sicherlich nicht gegen englische Interessen. Die Behandlung der Danziger Frage in Genf läßt Rückschlüsse auf die allgemeine Genfer Stimmung gegenüber dem Deutschen Reiche zu. Wir haben keinen Grund, uns in irgendwelche freundliche Illusionen zu wiegen, denn die widerrechtliche Ausbürgerung deutscher Stammesgenossen in Eupen-Malmedy und die nach einem kurzen, hoffnungsvollen Zwischenspiel im Memelgebiet wiederum beginnenden Drangsalierungen des Memeldeutschtums zeigen, daß auch kleinere Staaten sich noch nicht entschließen können, die selbstverständliche Rücksicht auf die Gefühle eines großen Volkes zu nehmen. Um so mehr haben wir Anlaß, unsere Wehr stark zu machen und scharf zu halten. Die Auseinandersetzungen in der französischen und englischen Presse über die mögliche Aufwerfung der Frage der entmilitarisierten Zone ließen an Deutlichkeit nichts

zu wünschen übrig. Auch die Entwicklung in Österreich ist alles andere als erfreulich, Herr Benesch setzt als Staatspräsident seine alte Politik fort, und endlich wollen wir nicht vergessen, daß Präsident Roosevelt in seiner Botschaft für Demokratie und gegen Diktaturen sich in einer Form aussprach, die peinlich an Wilsonreden vor Amerikas Eintritt in den Weltkrieg erinnert. So ist es kein Wunder, wenn in allen Völkern Spannung und Unruhe wachsen und man überall ausschaut nach einem erlösenden Wort, das die Händel dieser Welt anders zu schlichten vorschlägt als durch das namenlose Unglück eines neuen Krieges. Durch den Tod des englischen Königs ist eine gewisse Achtungspause in der Fortführung der Politik entstanden, eine Pause, in der es selbstverständliche Pflicht ist, der ritterlichen Gestalt dieses wahrhaft konstitutionellen Monarchen zu gedenken und dem englischen Volke zum Ausdruck zu bringen, daß das deutsche Volk seine Gefühle tiefster Trauer über diesen schmerzlichen Verlust zu würdigen weiß.

Sparsamkeit. Eine der erfreulichsten Erscheinungen des deutschen Wirtschaftsaufschwunges ist die Zunahme der Spargelder seit dem Tiefpunkt des Jahres 1932 um mehr als dreieinhalb Milliarden Mark. In dieser Spartätigkeit liegt die beste Sicherheit dafür, daß der wirtschaftliche Aufstieg des Deutschen Reiches auch von Dauer sein wird. Aber so sehr die Sparsamkeit nach den Worten des Finanzministers die unbedingte Grundlage jeder staatlichen Finanzpolitik sein muß, im privaten Leben birgt sie eine Gefahr in sich. Wir wissen, daß die Wirtschaftsbelebung auf dem Gedanken der Umsatzsteigerung beruht. Aus ihr sollen die erhöhten Steuereinnahmen, die Mehrbeschäftigung und damit der Abbau der staatlichen Lasten erwachsen. Eine übermäßige Sparsamkeit läßt diese Kette ineinandergreifender Ursachen und Wirkungen reißen. Wir sehen aus den Statistiken, daß der Umsatz des Einzelhandels heute wertmäßig kaum mehr über dem Vorjahr und nur etwa siebenzehn Prozent über dem Umsatze des Krisenjahres 1932 liegt. Und selbst diese Zahlen geben kein klares Bild, das erst aus den mengenmäßigen Umsätzen erwächst. So liegen die Umsatzzahlen für den Lebensmittelumsatz etwa dreißig Prozent über dem Krisentief des Jahres 1933, und wir wissen, daß damals die Ernte bedeutend besser, die Einfuhr eher größer gewesen ist, so daß die Umsatzsteigerung wohl sehr stark auf eine Preisentwicklung zurückzuführen ist, die in den amtlichen Lebenshaltungsindizes nur schwer erfaßt werden kann. Dieses wertmäßige Ansteigen der Lebensmittelumsätze, das vielfach auf Kosten der Anschaffungen anderer Güter, also besonders von Textilien, geht, zeigt, daß die Fragen des Lebenskomforts und des Luxus für das deutsche Volk in den Hintergrund getreten sind. Nur die Haushaltsgegenstände machen eine Ausnahme, wo die großzügige Bevölkerungs politik auf weite Sicht scharf sich gegen die Krisenzeit mit ihren ungeheuren Ausfall an Eheschließungen abhebt, wozu noch eine weitgehende soziale Umschichtung der Bevölkerung tritt. Wie kann diese Schrumpfung des Konsums ausgeglichen werden? Von der

arbeitenden Bevölkerung kann eine Belebung wohl kaum kommen. Die Lohnsätze sind stabil, die Zahl der durchschnittlichen Arbeitsstunden aus verschiedenen Gründen rückläufig, und die 100 000 Menschen, die seit dem vergangenen Jahre dank der energischen Arbeitsbeschaffungspolitik der Regierung wieder in Arbeit und Brot gekommen sind, dürften kaum genügen, um eine wirkliche Änderung herbeizuführen. Es ist allerdings zu hoffen, daß die Agrarpreise nicht weiter steigen werden und die verstärkte Anlieferung von Schweinefleisch, Fett, Margarine und die Wiedereinführung von Gefrierfleisch den Sektor für Anschaffungen industrieller Gegenstände erweitern wird. Auch vom Mittelstande ist eine Konsumbelebung nicht zu erwarten, da die Beamtengehälter unter den gleichen Beschränkungen leiden wie die Arbeitslöhne, die Verdienste des Einzelhandels aber mit Rücksicht auf das Gemeinwohl in den letzten Jahren sehr beschnitten worden sind. Deswegen braucht man noch nicht im Staate das Allheilmittel zu sehen, der bisher die Hauptlast der Arbeitsbeschaffung getragen hat, dem es zu verdanken ist, daß bei einer rückläufigen Bewegung im Einzelhandel die Beschäftigung der deutschen Industrie über den Höchststand des Jahres 1928 hinaus — vor allem in Produktionsmitteln — gesteigert werden konnte. Der Staat kann seine Aufgaben nur durch Steuereinnahmen oder deren Vorwegnahme aus der Zukunft in Form von Krediten erfüllen, und das würde wieder den Konsum an anderer Stelle mindern. Der Sparere muß wieder stärker verbrauchen, und die Zahlen der Zunahme der Sparguthaben in den letzten Jahren zeigen, welch gewaltige Reserve hier noch für eine echte Wirtschaftsbelebung gegeben sein kann.

Reformmöglichkeiten in der katholischen Kirche. Das übliche Übergewicht der Italiener im Obersten Kirchenrat und im Papstwahlkollegium ist durch die Ernennung von vierzehn Italienern unter zwanzig neu ernannten Kardinälen wieder hergestellt. Damit sind die Hoffnungen auf Reformen, die in der katholischen Welt erwogen wurden, enttäuscht. Ein Blick aber auf diese Reformmöglichkeiten zeigt, wie man sich bei aller Ehrfurcht vor der Tradition und vor den alten Ordnungsformen klar darüber ist, daß die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen in der Zeit steht, um in die Zeit hineinzuwirken. Und jede Zeit stellt der Kirche und ihrer Führung ihre besonderen Aufgaben. Die Epoche, die mit dem Maschinenzeitalter begann, hat den Begriff der Weltpolitik geschaffen. Der Papst ist heute mehr das Haupt der Gesamtkirche, als er es je gewesen, und die römische Kurie ist in die Aufgabe einer gewissermaßen universal-zentralen Verwaltung hineingewachsen, wie sie in früheren Jahrhunderten praktisch nie ausgeübt wurde und auch nicht geleistet werden konnte. Das Konzil von Rom 1870 proklamierte das Dogma der Unfehlbarkeit der päpstlichen Entscheidung in Fragen der Lehre. Das war, weit vorausschauend, zum Beginn der demokratisch-parlamentarischen Periode, das Bekenntnis zum absoluten Führerprinzip. Beim Aufbau der Hierarchie, bei der Auslese, der Ernennung der

Bischöfe usw. ist dann dieses Führerprinzip immer schärfer durchgeführt worden; es war nur eine Selbstverständlichkeit, daß Pius X. 1904 den Kardinälen untersagte, bei der Papstwahl auf das Veto eines Staatsoberhauptes noch irgendeine Rücksicht zu nehmen. Die ganzen Nachkriegskonfessionen zeigen den gleichen Zug, auch den politischen Einfluß der Staaten auf die nationale Kirchenführung zurückzudrängen. Zugleich ist die nationale Hierarchie und Führung bei den einzelnen Völkern stärker an die römische Zentrale gebunden worden. Hier hat man es ohne Frage mit einer zeitbedingten Entwicklung zu tun. Aber ebenso scheint es unzweifelhaft, daß die so stark zentralisierte Führung von dieser Entwicklung nicht unberührt bleiben kann. Die katholischen Völker der Welt können auf die Dauer nicht von einer Kurie regiert werden, die nur aus Italienern besteht. Sie müssen in der zentralen Leitung in Rom vertreten sein. Und ebenso im Kardinalskollegium, im obersten Senat der Kirche. Das ist die unausweichliche Folgerung aus dem Führerprinzip. Auch die Konsequenz der Unionsbestrebungen. Ohne Zweifel hat das ein Führer von der Blickweite eines Pius XI. auch erkannt. Ein Drang zu solcher Konsequenz zeigt sich im übrigen auch bereits im Rahmen der unteren Gliederungen, in den Gemeinden und Diözesen: das Bedürfnis nach einem Recht der Mitberatung in all den Fragen, welche die Zeit, ihre Aufgaben und Forderungen an die Kirche, an die Gemeinschaft der Gläubigen und an die christlichen Menschen stellen.

Von Kreuzottern, Tigern und Automobilen. Kein deutsches Kind verläßt die Schule, ohne genau über die Gefahren der Kreuzotter unterrichtet zu sein, an deren Bissen, wenn es überhaupt noch zutrifft, jährlich im Deutschen Reich zwei Menschen sterben sollen. Von den 320 Millionen Einwohnern Vorderindiens erliegen jährlich dreitausend Menschen den Schlangen, Panthern und Tigern. Durch Tiere getötete Menschen erregen unsere Phantasie auf romantische Weise, und es ist ein ernstes Problem der ganzen Menschheit, daß von hunderttausend Indiern jährlich einer durch ein Raubtier oder eine Schlange getötet wird. Der englische Großwildjäger Etherton schätzt die Zahl der afrikanischen Löwen auf 12000, die der indischen Tiger auf 16000, die der Bären in der ganzen Welt auf 45000. Wahrscheinlich ist die Zahl der übrigen wilden Tiere ebenso erstaunlich gering.

Diese Schlangen und Raubtiere, vor allem die letzteren, müssen, pro Exemplar berechnet, allerdings entsetzlich gefährlich sein. Denn in den Vereinigten Staaten gibt es zwischen dreißig und vierzig Millionen Automobile, die nur 36000 Menschen im Jahre töten. Im ganzen werden jährlich in den Vereinigten Staaten eine Million Automobilunfälle registriert. Die Zahl derer, die nicht das Todeslos zogen, sondern deren Schicksal nur mehr oder weniger schwere Qualen und Siechtum ist, können wir nicht angeben. Eine kleine Rechnung zeigt, daß das einzelne Automobil doch sehr viel harmloser ist als eine Schlange oder ein Tiger. Aber die Autos sind eben sehr viel

zahlreicher. Man stelle sich vor, in den Vereinigten Staaten lebten wilde Tiere oder giftige Insekten, denen 40000 Todesfälle und eine Million Schädigungen von Menschen und Sachen zu verdanken wären. Welch ein beispielloser Feldzug der Wissenschaft und der Behörden würde in die Wege geleitet werden, um solchem Zustand ein Ende zu bereiten! Die ganze Welt würde fiebernd an diesem Feldzug des Fortschritts Anteil nehmen. Aber die Automobile bauen wir selbst. Sie bringen uns Nutzen und Freude, und es wäre unvernünftig, auf sie zu schießen oder ein Serum gegen sie erfinden zu wollen. Zudem sind sie, pro zurückgelegten Kilometer berechnet, harmloser als ein Reit- oder Fahrpferd, das, pro tausend Kilometer berechnet, sicher einmal scheut und durchgeht. Was hätte man an Menschenleben sparen können, wenn man die Pferdekilometer durch Autokilometer ersetzt hätte! Aber man hat sich nicht weise beschränkt, sondern mit den Pferdekraften auch die zurückgelegten Kilometer multipliziert, bis die absolute Todesquote die günstige relative Todesquote wieder etliche Male auftraß. Das Auto ist ungefährlich. Gefährlich sind nur die vielen Kilometer, die es zurücklegt. Dies Beispiel versinnbildlicht die Gefahren unseres modernen Daseins. Sie sind statistischer Art. Die Statistik mordet uns. Die Ingenieure können nichts dafür. Sie bauen Vierradbremsen, Stoßstangen und Autobahnen. Die zurückgelegten Millionen von Kilometern tragen die Schuld, und für die ist nicht der Ingenieur verantwortlich. Die 36000 jährlichen Todesopfer in den Vereinigten Staaten zeugen für eine Art von Kriegszustand, der sich auf den pazifistischen Schleiwegen des Fortschritts in die Menschheit eingefressen hat. 1870/71 fielen 40000 Deutsche. Ein kleinerer Krieg ist heute bereits mit den Verlustziffern des Autofahrens erfolgreich durchführbar. Die deutsche Verlustliste des Autofahrens ist sicher kleiner als die amerikanische. Amerika besitzt vierzigmal mehr Autos als wir, aber wir haben die winkligen alten Städte und ein kleineres Land, und was wir an Autos weniger haben, findet einen gewissen Ersatz durch die Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer, in welcher sich unsere schienenlosen Lokomotiven tummeln.

Wenn man sich vorstellt, wie man die Städte bauen müßte, damit sie dem Automobil entsprächen, und wenn man den Umbau durchführte, so bliebe von unseren Städten nicht sehr viel übrig. Man kann nicht ganz Deutschland in eine Reichsautobahn verwandeln. Die Ingenieure tun ihre Pflicht, und sie können nichts dafür, daß man die Vierradbremse zum Rasen und weniger zum Bremsen benutzt. Was also sollen sie tun? Berlin hat seine Verkehrsunfälle um dreizehn Prozent vermindert. Das zeigt, wo anzugreifen ist. Eine Vorschrift gegen das Hupen – und der Seufzenmann hat weniger zu tun. Wie die Statistik unser Schicksal innerhalb dieses Massendaseins regiert, so tut es auch die Vorschrift. Aber die Vorschrift ist nur eine kleine ethische Vorstufe. Wenn Amerika eines Tages nur noch tausend tödliche Unfälle im Jahre meldet, dann würde das wahrscheinlich bedeuten, daß eine tiefe Besinnung, eine neue moralische Haltung Platz gegriffen hat, daß das

Auto so lange unbarmherzig war, als die Menschen leichtsinnig, egoistisch, kindlich und rücksichtslos blieben. Vielleicht erzieht uns das Auto im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte zu wahren Gentlemen.

Geht es ohne Physik? Am 11. Januar ist das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Dahlemer Harnackhause festlich begangen worden. Es gab Begrüßungsansprachen, Vorträge, Rechenschaftsberichte, Verleihungen der Harnackmedaille, die Gründung eines „Max-Planck-Jubiläumsfonds“ und schließlich ein festliches Beisammensein der Teilnehmer, unter denen viele führende Leute der Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und des Kulturlebens zu finden waren. Daß die Feier jedoch gerade in eine für das Deutsche Reich so bedeutungsvolle Zeit hineinfiel, verlieh ihr einen mehr als nur festlichen, rückschauenden Charakter. Welches Verhältnis eine deutsche Regierung zu den Arbeiten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft einnimmt, ob sie ihnen lau oder kraftvoll fördernd gegenübersteht, verrät ja viel von der allgemeinen Einstellung eines politischen Systems zur Wissenschaft und insbesondere zu den in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vornehmlich gepflegten Naturwissenschaften. Hatte die Weimarer Republik bloß ein im wesentlichen platonisches Interesse an diesen Arbeiten, so hängt für das Dritte Reich weit mehr von der „Genialität unserer Chemiker, Physiker, Ingenieure“ ab, die heute wichtige strategische Punkte im friedlichen deutschen Befreiungskampfe innehaben. Naturgemäß unterstützt deshalb die Reichsregierung — wie Max Planck in seiner Festansprache ausführte — in erster Linie von den dreißig Instituten der Gesellschaft diejenigen, welche dem Neuaufbau unserer Landwirtschaft und Wehrmacht dienen. Aber die finanziellen Beiträge der Industrie haben wieder die gleiche Höhe wie die des Staates erreicht, so daß auf allen Gebieten zuverlässig gearbeitet werden kann, auch auf denen, die nicht sogleich eine praktische Ernte einbringen. Die Gesellschaft als Ganzes ist von ihrer Linie nicht abgewichen, wie sie Harnack seinerzeit mit den Worten umriß: „Die Wissenschaft dient dem Leben dann oft am meisten, wenn sie sich am weitesten von ihm zu entfernen scheint.“ Es gibt keine erfolgreiche Praxis ohne entwickelte Theorie und am allerwenigsten in den für uns heute so lebensnotwendigen Naturwissenschaften. Um so erfreulicher, daß Staat und Wirtschaft, die von sich aus gewiß manchmal gern raschere und konkretere Früchte pflücken würden, diesem höheren Gesetz der Wissenschaft gegenüber ihre Einsicht bewahrt haben und mit ihren Unterstützungen die kommende Arbeit im alten Sinne weiterhin ermunternd und ausbaufähig machen.

Die Fremdheit zwischen Katholiken und Protestanten im Reich kommt oft nicht so sehr aus dem Gegensatz von Glauben und Glauben als vielmehr aus geschichtlich bedingten Unterschieden der Lebensgestaltung. In konfessionell gemischten Gegenden erleben die Kinder die Fremdheit wohl am

eindrucksamsten, wenn die einen den Namenstag, die andern den Geburtstag feiern. H. Vehlen hat in einem Aufsatz der Zeitschrift „Liturgisches Leben“ die „Geburtstagsfeier in der Liturgie der Kirche“ untersucht und ist dabei zu dem interessanten Ergebnis gekommen, daß die katholische Namenstagsfeier erst gegenreformatorischen Ursprungs ist. Im Mittelalter feierte man den Geburtstag zum Teil sogar mit eigener Liturgie. In den offiziellen kirchlichen Büchern wird der Geburtstag und nicht der Namenstag der höheren Prälaten angeführt; auch der Papst feiert nur den Geburtstag. Im frühen Mittelalter hatte man fast ausnahmslos deutsche Vornamen, die zunächst noch nicht Heiligennamen waren, gewählt; erst durch Kreuzzüge, Bettelorden und Humanismus kamen fremde Vornamen auf. Die deutschen verschwanden immer mehr, und nur ein Teil wurde später als Heiligennamen wieder aufgenommen. (Die Reformation und der Calvinismus bevorzugten biblische Namen.) Eine Namenstagsfeier an den kirchlichen Gedenktagen der Heiligen lag bei der Praxis der Namenwahl meist außer dem Bereich der Möglichkeit. Die katholische Sitte, statt des Geburtstages den Namenstag zu feiern, ist im Zusammenhang all jener Namen entstanden, mit denen die Gegenreformation den Angriff der Reformation auf die Heiligenverehrung an sich, nicht nur auf ihre Auswüchse beantwortete; sie setzte voraus, daß man aus dem gleichen Grunde die Namen kirchlicher Heiliger wählte. Sie verbreitete sich aber nur in den von der Reformation berührten Ländern, während die vorwiegend katholischen romanischen Länder die neue Sitte nicht annahmen. H. Vehlen regt an, daß bei den kommenden liturgischen Reformen der katholischen Kirche die Geburtstagsliturgie wieder in das Meßbuch aufgenommen werde; die Seelsorge könnte darin einen dankenswerten Anhalt finden, „im katholischen Volk — und sicherlich im deutschen — wiederum den guten, durch fünfzehn Jahrhunderte geheiligten Brauch neu zu beleben, dem Schöpfer des irdischen Lebens am Geburtstage Dank zu sagen.“ Es ist nicht gut, wenn in Deutschland, wo die Fremdheit der beiden Konfessionen wenigstens zu einer „Synthesis der Anschauung“ überwunden werden muß, durch einen fremdmachenden Brauch, den die katholischen Länder nicht kennen, innerhalb des protestantischen Bildes vom Katholizismus die katholische Heiligenverehrung einen zu starken und ausschließlichen Akzent bekommt. Eine Rückkehr zur Geburtstagsfeier der gemeinsamen christlichen Tradition unseres Volkes, wie Vehlen sie mit tiefer Begründung vorschlägt, wäre sicher geeignet, das christliche Verständnis des Menschen als ein gemeinchristliches zu erweisen.

Ein erfreuliches Jubiläum. Vor rund hundert Jahren übergab Dickens, der kurz zuvor seine „Skizzen“ herausgegeben hatte, seinem Verleger das Manuskript der „Pickwick Papers“, genauer „The posthumous Papers of the Pickwick Club“. Der Präsident dieses erhabenen Klubs ist glasköpfig

und bebrillt: der kleine, aber nach der Ansicht seiner Freunde höchst ausgezeichnete, sich in allen Abenteuern höchst erhaben haltende und von der Ungunst der Verhältnisse nicht niederzuzwingende Mr. Samuel Pickwick. Wie dieser würdige Mann es ist, der dem Klub seinen Namen gibt, so ist auch er es, dessen Initiative wir den Anstoß zu den Forschungsreisen der Mitglieder unter seiner Leitung verdanken. Auf diesen Reisen zur Erforschung der Gesellschaft der Menschen, ihrer Sitten, Gebräuche und sonstigen Seltsamkeiten begleiten ihn seine drei bevorzugten Freunde, der galante Tracy Tupman, Winkle im grünen Jagdgewande und der poetische Snodgrass mit dem Bleistift in der Brusttasche und der genauen Berichterstattung alles Besonderen, sei es nun die Auffindung eines Vorzeitssteines oder das Verhalten betrügerischer Menschen, die sich in die Nähe der vier Wackeren drängen. Jeder der Pickwickier bietet dem Schicksal immer just die Stelle, an der es möglich ist, ihn mit der Welt der andern, der Nichtklubmitglieder, zu verknüpfen! Die Wißbegierigen werden hineingezogen in den Wirbel des schnurrigen, seltsamen, heiteren und nachdenklichen Lebens! Es ist, als wolle das Schicksal die Wiß- und Forschungsbegier der Freunde belohnen, so systematisch werden sie in jedes einigermaßen erlebenswerte Ereignis verwickelt. Wo etwas los ist, da sind sie alle auch schon da, zücken die Pickwickische Brille und den Snodgrasschen Bleistift, mag es sich nun um eine Parade, einen Cricketwettkampf oder um eine Parlamentswahl handeln, von den süßen Themen: Jagd, Liebe, Entführung, gebrochenes Eheversprechen gar nicht zu reden. Die Fülle der Gestalten, durch die die vier tapferen Welt- und Lebensforscher sich winden, ist, wie immer bei dem genialen Märchen-erzähler des Realen, der Dickens ist, außerordentlich groß. — Seltsam ist es, sich auszudenken, was ein Pickwick von heute bei seinen Streifzügen durch die menschliche Gesellschaft, durch die bürgerliche Welt der Gegenwart erfahren und notieren würde. Vermutlich würde er weder eine gleich bunte Strahlung des Lebens finden, noch die naiv-sorglose, närrische Weisheit des Sichlebenslassens, nicht die Genußfähigkeit und Lebensfreude der Bürger von ehemals noch gar die Vielsältigkeit der menschlichen Erscheinungen. Dafür würden die vier alten Herren wahrscheinlich selbst eine Sehenswürdigkeit für die neugeformte Zeit werden, wobei es allerdings fraglich bliebe, ob diese Zeit sich noch die Mühe machte, ihre Schicksale und Besonderheiten so liebevoll aufzuzeichnen, wie Dickens es tat.

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

(4. Fortsetzung)

Gie hielten auf ein paar Hütten zu, die bereit standen für die Polizeipatrouille. Sie sicherten die Pferde, und beim Feueranzünden und Abkochen legte Brownlee eifrig Hand an nach Art schulfreier Knaben. Hinter der Mahlzeit, sobald sie bei ihren Pfeifen saßen, und während der Kaffeekessel noch am Feuer schnurrte, sagte Brownlee: „Wir wollen Go hereinrufen, wenn ich reise, ist er gewohnt, seinen Kaffee an meinem Feuer zu trinken. Und wenn er will, kann er das große wunderliche Buch Südafrika an seltsamen Stellen aufschlagen. Das ist mir viel wert.“ Er rief: „He, Go, wo bist du, alter gefährlicher Bursche? Dein Kaffee wartet, bringe deinen Becher!“

Der Schwarze kam mit seiner Blechtasse herein. Er zögerte vor dem hellen Scheine. Des Fremden wegen schien er verlegen. Hoffmann wunderte sich, daß Brownlee plötzlich schweige und starr hinsehe. Ehe er fragen konnte, sagte Brownlee langsam: „Go, weißt du es noch? – Du hast eben ein Gesicht gemacht wie damals, als wir uns zuerst begegneten. Du standest auch plötzlich im Lichte vor mir am Abend.“ Go antwortete: „Ich weiß es sehr gut, mein Master.“

Brownlee deutete auf den Kessel. Go schenkte sich Kaffee ein. Er setzte sich und blickte aufmerksam herüber. Brownlee sagte: „Ja, man kommt hier durch Unkenntnis häufig dem Unrecht nahe. Es war ein paar Jahre vor dem Kriege, bald nachdem Freund Kropf nach Bethel gekommen ist. Ich hieß zum ersten Male Kommissar bei den Gaikas. Die Gaikas wohnten in ihrem alten Lande bis zur Grenze der Kolonie. Es wurde fortwährend Vieh gestohlen in der Kolonie vom Gaikalande aus. Die Klagen hörten nicht auf. Ich ließ jede Furt und alle Diebspfade genau überwachen von meinen Polizisten. Nur in den Amatolas und oben an den Quellen der Tyamie war schlecht aufpassen. Eines Tages wurde die Klage gebracht, es seien einem Farmer Edwards am Winterberge in der Kolonie zwölf Ochsen gestohlen worden. Sie seien durch das Gebirge fortgetrieben worden. Zugleich teilten mir meine Polizisten und die farbigen Zwischenträger mit, die Ochsen hätten sich schon gefunden. Infolge des feuchten Wetters hätte ihre Spur sich verfolgen lassen, man habe sie bei einem Manne Go entdeckt und habe sie ihm abgenommen samt vier Stück Vieh eigenen Besitzes. Ich kannte damals

Go nicht und gab den gewöhnlichen Befehl, es solle das Beutevieh zwischen dem Bestohlenen und den Spürern zur Schadloshaltung geteilt werden. Gegen Go wollte ich außerdem selbst vorgehen. Als ich die Anordnung traf, war dieser gefährliche Bursche“, Brownlee wies über das Feuer, „zum ersten Male in der Nähe meiner Türe. Was wolltest du zu mir sagen, Go?“ Go antwortete sogleich beschwörend, als müsse er jetzt noch überzeugen: „Ich wollte dir sagen, Master, ich habe nicht gestohlen. Ich bin kein Dieb, mein Master. Sie haben mir mein Vieh zu Unrecht genommen. Ein junger Mann in meinem Dorfe hat die Dachsen vom Winterberge geholt.“ — „Und was geschah?“ fragte Brownlee. „Ich begegnete der Polizei und den Zwischenträgern auf dem Wege und redete sie an. Sie riefen: Du du Dieb, siehe dort bei des Kommissars Haus steht schon der Galgen für dich bereit. Der Kommissar hat geschworen: Ich werde ihn mit eigenen Händen daran hängen ...“ — „Mache es nur fertig“, verlangte Brownlee. „Ich wurde sehr zornig“, sagte Go, „ich redete zu den Polizisten. Gut, wenn ihr mein Vieh nicht zurückgibt, werde ich von jetzt an wirklich stehlen, denn ich weiß wohl, wo Vieh zu finden ist. Und ich sage euch auch, ich werde mich euch nie ergeben. Ich werde nicht zuerst auf euch schießen. Wenn ihr mich aber fangen wollt, dann wisset, daß ich nicht allein sterben werde. Also fasset nicht mit euren Händen nach mir!“

Brownlee nickte. „Go ist es gewesen. Ich erfuhr ja von allem erst viel später. Meine Polizeipatrouillen kamen fortan immer zurück mit Nachrichten von neuen Diebstählen Gos. Sehr häufig brachten sie auch das Geraubte und diese und jene Beute. Nur ihn da drüben, ihn fingen sie nicht. Matisa, der damalige Polizeiführer, behauptete stets, Go halte sich verborgen, Go sei nirgends zu finden. In Wahrheit war es so, daß Matisa erst Gos Abwesenheit erkundschastete und dann mit seinen Leuten zu Gos Hütten vordrang. Sie nahmen, was sie finden konnten, und schlugen die Frauen und Kinder, und sie erklärten, alles geschähe in meinem Namen und auf meinen Befehl. Um nicht zu verhungern unter diesen Verwüstungen, stahl Go mit ein paar Helfershelfern unaufhörlich. Erst war es Vieh und dann, als das Fleisshessen seinen Kindern schlecht tat, raubten sie Vorräte aus den Geschäften in Alice. Sie stahlen mit Kühnheit und ohne je einem Menschen Leides anzutun. Sie schleppten ihren Sack Mehl und Zucker zwanzig und dreißig Meilen weit.

Nun, ich war damals ziemlich außer mir. Bis nach Kapstadt hinunter wurde geklagt über den Räuber. Natürlich kamen die Klagen von dort zu mir zurück, verbrämt mit nicht mißzuverstehendem Tadel. Ich beschloß ein großes Kesseltreiben und gab Befehl, daß, wer Go träfe, ihn zusammenschießen solle wie ein Raubtier. Ungefähr zur selben Zeit wurden Go die Qualereien seiner weinenden Frauen und Kinder unerträglich. Er ging scheinbar allein von dannen. In Wahrheit legte er sich auf die Lauer. Als Matisa und vier Mann wieder vorstießen und spät mit Beute von Gos Hütten zurücktritten und mühsam ihren Weg durch eine Enge suchten in der Dunkel-

heit, hockte er auf einem Steine über dem Pfade, von wo er leicht herunterstecken konnte. Er wollte sich rächen und Matisa treffen. Zwei Männer kamen vorüber, er fühlte nach ihnen und wußte, jetzt ist Matisa der nächste. Da fing das Assagai in seiner Hand zu zittern an, wie es zittern muß vor dem Wurf, und da stolperte Matisas Pferd heran.

Dein Arm ging in die Höhe, Go, und das Assagai hing in der Luft. Ist es nicht so? Warum hast du nicht gestoßen? Warum hast du nicht geworfen, Go? Denn Matisa gelangte vorüber, und alle fünf sind zurückgekehrt zum Quartiere mit der Beute, und sie wußten nichts zu berichten."

Go antwortete leise über das Feuer: „Ich habe es dir gesagt, mein Master. Es hat die Stimme in mir gesprochen: Ich will kein Mörder werden im Dunklen. Die Stimme war sehr stark. Ich ließ das Assagai neben mich fallen.“ — „Go ist es wohl gewesen“, fuhr Brownlee fort, „er hat dann den Plan gefaßt, sich mir selbst anzuliefern, damit seine Frauen und Kinder Ruhe hätten. Es schien ihm sicher, sie würden auf meinen Auftrag hin geschlagen und herumgestoßen. Er lief die ganze Nacht durch, bis er zu meinem Hause gelangte. Er verbarg sich in der Nähe den Tag über. Am Abend, es war der Abend eines Sonntags, als ich, die Lampe vor mir, allein bei Tische saß und aß, klopfte der farbige Knabe an, der bei mir Dienste tat. Es stände ein fremder schwarzer Mann draußen, er hieße Go, er wolle mich sprechen. Ich traute meinen Ohren nicht und verlangte, daß der Bursche den Fremden noch einmal ausfrage. Ich rief, er solle den Fremden an die Türe bringen. Als die Türe aufging, und jener, nur wenig vom Lichte getroffen, draußen stand in der Nacht und ich im Zimmer in der Helle saß, ging es mir durch den Kopf, vielleicht sind nun die Rollen vertauscht, und der verzweifelte Räuber nimmt seine Gelegenheit wahr und schießt jetzt dich zusammen wie ein Raubtier.“

Ich hatte Go noch nie gesehen. Ich fragte: Bist du Go, der Räuber? Jener erwiderte ruhig: Ich bin Go. Ich fragte weiter: Warum bist du denn zu mir gekommen? Haben sie dir nicht erzählt von meinem Befehle, du solltest abgeschossen werden wie ein böser Wolf? Jener antwortete: Ich weiß dies. Du kannst dies tun. Ich will bitten, daß den Kindern und Frauen Frieden gegeben werde. Die Kinder und Frauen sind keine Räuber. Deine Polizisten mißhandeln die Kinder und Frauen. Du sollst nur den Kindern und Frauen helfen. Ich verlange nichts für mich. Ich kann dahin fliehen, wo mich niemand findet, wenn ich will. Da merkte ich, daß an dem Manne etwas sei. Ich sagte ihm, für seine Räubereien müsse er Ersatz leisten. Von der Strafe wolle ich ihm Begnadigung zu erwirken trachten. Weil er sich selbst eingeliefert hatte, gestatte ich ihm, frei bei mir zu bleiben gegen das Versprechen, daß er vor der Entscheidung nicht meine Nähe verlasse. Er versprach es. Nun, ich bekam die Zustimmung vom Gouverneur. Ich ließ ihn also wieder vor mich kommen. Ich sagte: Damit du ehrlich leben kannst von heute an, soll dir dein eigenes Vieh zurückgegeben werden. Ich will aber mehr von dir verlangen. Du sollst von heute an auch der Regierung

deine Dankbarkeit beweisen dafür, daß du straflos geblieben bist. Willst du mir helfen, die Viehdiebstähle zu entdecken, die aus deiner Gegend heraus verübt werden? Er gab mir eine eigentümliche Antwort. Sie lautete: Herr, ich will nichts versprechen. Herr, die Zukunft wird es zeigen, daß ich an deine Freundlichkeit denke.“

Brownlee schwieg. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Die Zukunft hat es gezeigt. Im Frieden und Kriege ist er uns eine sehr tüchtige Hilfe geworden, und ich selbst danke ihm mein Leben, aber das ist eine andere Geschichte.“

Go wartete, dann redete er stockend: „Master – Master, ich möchte dem fremden Master etwas sagen . . .“ Er stand auf: „Fremder Master, dieser Kommissar Chalis ist mein Vater. Er hat mir Schafe gegeben. Ich bin reich geworden. Ich habe gelernt. Ich kann nichts anderes sagen, als dieser Kommissar Chalis, dieser Sohn des guten Vaters, ist wirklich mein Vater geworden.“

Brownlee schürte am Feuer und sah lächelnd hinein. Draußen jagten, von der entfernten Küste kommend, kurze Windstöße vorüber, das rauchgeschwärzte Flechtwerk der Hütte knackte über den drei Männern.

Plötzlich rief Brownlee wie aufwachend. „Nun, du alter gefährlicher Bursche, nun sollst du selbst uns noch eine Geschichte erzählen.“

Go's Augen glänzten. Er rückte sich zurecht. „Soll ich vom Frieden oder vom Kriege erzählen, Master?“

„Erzähle immerhin vom Kriege“, antwortete Brownlee, „denn das tust du doch am liebsten.“ – „Soll ich erzählen, wie ich mit Dba, dem Häuptling, gegen die Fingos zog?“ fragte Go noch einmal.

Brownlee drohte mit der Hand. „Du bist wahrhaftig ein gefährlicher Bursche. Die Fingos waren unsere Freunde, und du wolltest gegen sie kämpfen?“

„Master“, erwiderte Go, „die Fingos sind keine weißen Menschen, und ich bin ein Gaika, und Dba war mein Häuptling.“

„Erzähle!“ sagte Brownlee.

Go begann: „Well, mein Master, ich war mit zwei Kriegern aus auf Kundschaft. Wir liefen nach Alice, zu sehen, ob wir den Fingos Pferde und Vieh abnehmen könnten. Aber die Fingos merkten, daß die Nacht nicht sicher war. Sie hatten viele Wachen aufgestellt herum um die Viehposten und die Pferdepösten. Wir konnten nichts unternehmen. Da machten wir uns an das Lager selbst heran. Im Lager brannte ein flackerndes großes Feuer, und es war ein großer Lärm. Wir krochen ganz in die Nähe. Wir sahen einen Zauberer. Der Zauberer tanzte um das Feuer. Er hielt den trockenen Finger eines toten Mannes in die Höhe. Er brüllte fortwährend: Die Fingos werden die Gaikas besiegen, die Fingos werden die Gaikas besiegen. Dazwischen sang er ein Zauberlied gegen Sandili. Er sang: Du kleiner Gaikashakal mache dich fort. Du kleiner Gaikashakal Sandili mache dich schnell fort. Die Fingos antworteten dem Zauberliede, sie riefen jedesmal

zustimmend: Siyavuma! Siyavuma! Sie hatten alle unseren Angriff gefürchtet, aber sie meinten, nun seien sie sicher durch den Zauber.

Am Morgen trafen wir mit dem Gaika Impi unter Dba zusammen. Das Impi war auf dem Wege, den Fingos das Vieh und die Pferde mit Gewalt zu entreißen. Als wir bei dem Impi anlangten, waren eben zwei Steingeier mit harten Schreien schräg über den Haufen hingeflogen. Die älteren Männer sagten: Kwowu! Dies ist ein sehr schlimmes Vorzeichen. Sie redeten ein auf Dba von allen Seiten und baten ihn, er möge schnell umkehren und möge einen Zauberer rufen lassen, damit dieser Übles abwende. Denn die Geier hätten gezeigt, daß sie Gelüste nach der Speise der Augen der Gefallenen hätten, und das Impi werde vernichtet werden. Dba war damals jung und hartnäckig, und er führte das erstemal in seinem Leben einen Haufen Männer. Er sagte zu den Warnern: ‚Schweiget. Ich höre euch nicht. Es soll niemand berichten, Dba ist vor Geiern und Fingos zurückgelaufen.‘ Das Impi zog weiter. Es war verdrossen. Diejenigen, die meinten, das Impi werde gewiß unterliegen, zogen sehr langsam. Andere, die noch zweifelten, schoben sich an die Seiten, damit sie entweichen könnten, wenn das Unglück hereinbräche, und damit sie an der Verfolgung und am Raube teilnehmen könnten im Falle eines Sieges. Als das Impi auf dem Hügel ankam über Alice, sahen wir das Vieh der Fingos in der Ebene weiden. Der Befehl zum Angriff wurde gegeben, und Gwarana, einem tapferen Krieger, wurde geheißsen vorzukämpfen. Sechs Fingo-Wachen befanden sich bei dem Vieh. Sie riefen den Knaben zu, das Vieh zum Lager hinzutreiben. Sie selbst wandten sich gegen uns, anstatt mit dem Vieh zu fliehen. Während sie vorliefen unseren Schüssen entgegen, schrien sie: ‚Kommt mit, kommt mit, für die Gaikas ist Unheil geweissagt worden!‘ Sie dachten dabei an ihren Zauberer. Das Impi hörte die Worte, und alle Krieger des Impis dachten an die schreienden Steingeier. Die Fingos feuerten die Büchsen erst ab in der Nähe. Sie trafen Gwarana. Gwarana mußte zurückgetragen und auf sein Pferd gehoben werden. Das ganze Pferd war gleich mit rinnen- dem roten Blute bedeckt. Wer das Pferd anblickte, wurde von Schrecken gepackt. Die Krieger riefen: ‚Die Geier haben uns gewarnt. Sehet, unser Vorkämpfer ist schon tot.‘ Sie flohen, als die sechs Fingos noch allein waren. Danach kamen Hunderte der Fingos zu Pferde und zu Fuß aus Alice heraus und auch fünfzehn Engländer. Dba versuchte, ihnen noch einmal das Impi entgegenzustellen. Er bat und er bettelte. Er sagte: ‚Ihr Gaikas seid doch Männer. Nein, ihr seid Frauen und Feiglinge.‘ Er tötete verschiedene Krieger. Aber dies half nichts, denn das Impi lief wie ein Wasser, das von einem Berge läuft. Wer kann ein Wasser halten? Dba blieb fast allein. Er sprach: ‚Ich will viel lieber sterben, als vor den Fingos, vor den Hunden fliehen, deren Ohren getrockneten Ochsenhäuten gleichen.‘ Er mußte von seinen Gefolgsleuten gepackt und fortgetragen werden. Als sie ihn schleppten, weinte er vor Schmerz und Wut, und er war doch nicht mehr ein Knabe. Die Krieger rechts und links riefen: ‚Die Steingeier haben gewarnt. Sie

haben gesprochen: Wir warten auf die toten Augen. Oba hat sie nicht gehört. Obas Vorkämpfer wurde von dem ersten Schuß getroffen. Jetzt laufen wir alle vor den Hunden, vor den Fingos.“

Wir liefen so schnell, daß uns die Fußkämpfer der Fingos gar nicht nahe kamen. Nur die fünfzehn Engländer gelangten an uns und blieben zwischen uns, bis wir über den Fluß hinüber waren. Sie schlugen viele tot, und niemand wehrte sich. Und wäre ich nicht neben einem Reiter gelaufen, mich an der Mähne des Pferdes haltend, vielleicht wäre ich damals gestorben, mein Master!“

Hauptmann Hoffmann schlief auch nach diesem Abend ohne Getränk einen guten Schlaf in der einsamen Hütte im Gaikalande. Er dachte lächelnd, als er die Augen schloß und die Winde draußen weiter spielten: „Was werde ich den Kameraden alles berichten können!“ Die Abenteuer schienen ferne und weder fürchterlich noch giftig, sondern vielmehr wie angenehme, den Geschmack reizende Gewürze.

Am nächsten oder übernächsten Tage hatten die Reiter Brownlees freundliches Häuschen in Döhne mit dem breiten Garten wieder vor sich liegen. Der Kommissar wies darauf hin: „Sehen Sie, Kapitän, das ist alles aus nichts geworden, seitdem wir hier wohnen, und nun warten Sie, wenn Sie wiederkommen in der Blütezeit, dann werden Sie wohl meinen, es habe der gütige Himmel alle seine schönen, reichen Farben über uns gestreut, denn der große Geber schenkt hier seine Blumen ohne Sparsamkeit. Und so, genau so, werden Sie es haben.“ In seiner Liebe und Herzensfreude fiel auch dem Kommissar nicht ein, daß ein gewaltiger Unterschied ist zwischen der Brotsicherheit des wackeren Beamten und der Sorge jener Menschen, die den alltäglichen Vorkampf gegen den Hunger führen müssen für sich und schließlich für alle andern.

Als Brownlees Frau winkend aus dem Hause trat, winkte er wieder und ließ den Gaul die letzten Sprünge im Galopp machen. Dabei rief er lachend: „Das natürlich, das müssen Sie auch haben. Hier mehr noch als anderswo ist ein Mann nichts ohne sein Weib.“

Die Frau, die den Reitern entgegenwinkte und entgegenwartete war ungeduldig. Ihr Mann trat nach kurzem Gruße schnell in sein Arbeitszimmer, um die dringenden Akten zur Absendung fertig zu machen. Der Fremde merkte ihre Unruhe nicht. Er meinte, er unterhalte sie gut, und nach dem Ritte und in der besonderen Umgebung gefiel sie ihm mit ihren nüchternen, kurzen Antworten. Er überlegte, während er sie ansah und emsig seine englischen Brocken aneinanderreichte, wie es einmal in seinem eigenen Heime im Kaffernlande aussehen werde, und daß Brownlee wohl recht haben möge, daß einem hier ein Weib noch nötiger sei als anderswo. Er sagte zu Frau Brownlee drei- oder viermal den Satz, den er überall wiederholte, wo er sich wohl fühlte: „Wenn ich doch meine Deutschen erst hier hätte!“

Frau Brownlee dachte: Wie lange muß ich bei dem Fremden sitzen? Charles bleibt in seinem Arbeitszimmer. Er soll doch kommen. Ich verstehe ja den Fremden nur halb, und ich weiß gar nicht, versteht er denn, was ich antworte? Um die Zeit abzukürzen, legte sie ein Tuch auf und brachte Tee herein. Sie hoffte: wenn Charles die Tassen klappern hört, scheint es ihm vielleicht, daß er abbrechen darf. Und wenn der Fremde Tee getrunken hat und Charles im rechten Augenblick zur Stelle ist, verabschiedet der Kapitän sich wohl.

Was sie so eifrig machte, mit ihrem Mann zu reden, war das Schriftstück, das er vor seinem Abtritt ihr zur Reinschrift zurückgelassen und als wichtig bezeichnet hatte. Sie war an genug Seltsames gewöhnt worden seit dem Tage ihrer Hochzeit. Ihres Mannes Helfer, ihr Bruder, mußte oft hinaus ins Land, um öffentliche Arbeiten zu beaufsichtigen. Bei der wachsenden Tätigkeit des Kommissars blieb nur übrig, daß sie selbst an immer mehr seiner Arbeiten teilnahm. Auf diese Weise war das Schöne und Häßliche des ganzen Landes zu ihrer Kenntnis gekommen, wie dem von hoher Warte Ausschauenden sich alle die Schatten- und Sonnenstellen eines Gaues nebeneinander offenbaren, und sie meinte gleich einer ein wenig umschmeichelten Fürstin, es seien ihr keine Zusammenhänge fremd.

Auf einmal verstand sie den Brief nicht, und der erstaunliche Inhalt ging ihr keinen Augenblick aus dem Kopfe.

Während sie ungeduldig wartete und immer wieder hinsah auf die geschlossene Türe von ihres Mannes Arbeitszimmer, saß Brownlee drinnen vor seinem Schreibtische. Er hatte eben das Schriftstück in der Reinschrift vor sich hingelegt. Er hielt den rechten Arm mit der Feder hoch in der Absicht, Satzzeichen zu ergänzen und kleine Änderungen zu machen. Nach seiner Gewohnheit begann er halblaut Wort für Wort zu lesen. An den Stellen, auf die es ihm ankam, stieg seine Stimme unwillkürlich zu größerer Stärke an. Plötzlich erhörte Frau Brownlee ihr bekannte Sätze. Da schlossen sich ihre Ohren für den Hauptmann völlig zu, und in Gedanken und Kopfschüttelnd ging sie Zeile nach Zeile mit ihrem Manne durch.

Brownlee las, bald lauter, bald leiser vor sich hinsprechend:

„An den Hauptkommissar Oberst Maclean.

Ich gestatte mir, Ihnen gewisse eigentümliche Nachrichten mitzuteilen, die ich von glaubwürdiger Seite empfang, und die mir (dies schob die Feder ein) auch auf einem Erkundungsritt gestern bestätigt wurden.

Es wird überall in Krelis Land erzählt. Beim letzten Vollmonde hat die Tochter eines von Krelis Ratsleuten, unsern der Mündung der Dolora ins Meer, fremdes Volk und Vieh gesehen. Umhlakasa, ihr Vaterbruder, sei von dem Mädchen gerufen worden. Ihm hätten die Fremden befohlen, er solle umkehren zu seinem Krale, er solle sich reinigen. Am vierten Tage solle er einen Ochsen opfern und dann wiederkommen. Umhlakasa habe gehorcht und habe seinerseits am vierten Tage an derselben Stelle eine Anzahl schwarzer Männer gesehen, unter ihnen seinen eigenen, vor mehreren

Jahren gestorbenen Bruder. Die Männer hätten erklärt, sie seien über das Wasser gekommen, und sie gehörten dem Stamme der Russen an, sie hätten gegen die Engländer gekochten, sie seien jetzt bereit, die Kaffern zu erlösen. Vor dem das geschehen dürfe, müsse das Zauberwesen unterdrückt werden, außerdem solle Vieh getötet werden, damit es den gewaltigen Herden, die durch die Erneuerung ins Land kämen, nicht im Wege stehe. Als Vermittler zwischen den Befreiern und den Kaffern sei Umhla-kasa allein von den Fremden bestimmt worden. Zur Zeit befinde sich Umhla-kasa auf einer Rundreise bei den Häuptlingen, um ihnen alles zu erklären.

Ich erfuhr von meinem Angeber, daß die Erscheinung nicht nur überall im Galekalande Glauben gefunden hat, sondern auch schon diesseits des Kei. Die Ndambes unter Umhala, ein Zweig der Gaikas, die zwischen dem Nahoon und dem Kei bis an das Meer hinunter wohnen, wurden als aufgeregt geschildert. (Das wurde mir gestern ebenfalls bestätigt.) Viele von ihnen sollen den neuen Propheten Umhla-kasa, in dem sie anscheinend einen zweiten Umlanjeni zu sehen bereit sind, aufgesucht haben, und einige sollen schon angefangen haben, ihr Vieh zu töten.

Umhla-kasa hat bei sich gleich getötet, in welchem Umfange weiß ich nicht. Krelis, des Oberkönigs, Stellungnahme ist noch unbekannt. Gewisse Unterhäuptlinge dagegen im Galekalande, alle Verwandte Krelis, haben nach verschiedenen Berichten Umhla-kasas Aufforderung gehört und wollen das Schlachten fortsetzen.

Mir erscheint diese dunkle Angelegenheit deshalb ernst, weil Sandili vor einigen Tagen plötzlich auch eine aufreizende Botschaft von Krelis bekommen hat. Krelis ließ ihm sagen, Sie hätten anlässlich Ihres Besuches jenseits des Kei im Widerspruche mit den alten Friedensbedingungen die Auslieferung des Willem Nithalder und der anderen noch flüchtigen früheren Rebellen, wie der früheren Deserteure des Kapkorps verlangt. Es habe das Verlangen große Aufregung unter den Galekas hervorgerufen, und er und sein Volk seien überzeugt, daß von Ihnen Streit gesucht werde.

Die Zustandsberichte der Monate April und Mai haben mich eigentlich nicht beunruhigt. Jetzt bin ich doppelt mißtrauisch, weil auf einmal Häuptlingsnamen bei den Gerüchten genannt werden. Die Hauptsache ist, daß in der nächsten Zeit jede Art Zusammenstoß vermieden wird. Dann mag das Wetter noch vorüberziehen.

Abelgesinnte Leute (vorläufig gewiß noch nicht bevollmächtigt von den Häuptlingen) liegen wohl auf der Lauer, um irgendeine Gelegenheit wahrzunehmen.

Reisende müssen also die allergrößte Vorsicht walten lassen. Einzelne, Unbeschützte sind nach meiner Ansicht nicht mehr sicher. Wer über den Kei geht, sollte sich sofort unter den Schutz irgendeines einflußreichen Kaffern begeben.

Was die Häuptlinge wirklich glauben oder nur zu glauben vorgeben, kann niemand wissen. Werden sie von Umhla-kasa betrogen, so wird der Betrug bald genug offenkundig sein, dann erledigt sich die Sache von selbst.

Andernfalls geben sie eben ihre Namen deshalb her, weil sie selber etwas erreichen wollen.

So oder so liegt alles daran, daß von privater und unverantwortlicher Seite durch irgendwelche Gewaltthaten keine Krisis heraufbeschworen wird.

Auch für die Regierung wäre es kaum rätlich, etwas zu unternehmen, das einem unverhüllten Eingriff gleichsähe. Maßnahmen in solcher Richtung stärkten nur den Übelgesinnten die Hand.

Dagegen halte ich es für nötig, den Häuptlingen kurz und bündig zu sagen, daß wir wissen, was vorgeht; daß wir uns nicht einmischen wollen, solange es bei Worten bleibt und Leib und Leben und Eigentum britischer Untertanen nicht angetastet werden; daß wir aber jeder Angriffsbewegung sofort entgegentreten würden.

Ich bin überzeugt, daß Rainers Ermordung, daß der Raubanfall am Gouubie und der Einbruch in die Kobongo-Missionsstation schon auf die oben genannten Ursachen zurückzuführen sind. Aber selbst gegenüber diesen bösen Zufällen möchte ich jetzt mit Gewalt und in Haft nicht vorgehen. Wenn wir genau wissen, wohin die Fäden laufen, sollten die betreffenden Häuptlinge die Botschaft erhalten, daß die Verbrechen nicht ungestraft vergessen werden. Das dürfte genügen, vorläufig weitere Untaten zu verhindern. Sobald die augenblickliche Aufregung abgeflaut ist, mag dann eine genaue Untersuchung stattfinden und die Sühne folgen.

Zu den Häuptlingen in meinem eigenen Distrikte habe ich geschickt. Ich habe ihnen Mitteilungen von den Untaten machen lassen und habe sie angewiesen, wachsammer als zuvor zu sein, wo es gilt, Verbrechen zu vereiteln. Ich habe sie gewarnt, falschen Gerüchten Glauben zu schenken. Auf Umhlabasa besonders hinzuweisen, hielt ich im Augenblick nicht für klug. Bei den Gaikas hier scheint man sein Gerede überhaupt nicht allzu günstig aufzunehmen, und niemand hat hier bisher Vieh getötet. (Davon habe ich mich auf meinem Ritte, den ich scheinbar nur unternahm, um dem deutschen Mitglieder der britisch-deutschen Legion ein wenig das Land zu zeigen, zu überzeugen versucht.) Ich habe vor, den größten Teil der Woche wieder unter den Gaikas, namentlich in Sandilis Kral zu verbringen, um nach Möglichkeit allen Alarmgerüchten an Ort und Stelle begegnen zu können.

Dem Oberhäuptling Sandili habe ich erklären lassen, daß an Krelis Behauptung, Sie hätten die Auslieferung Mithalders und der früheren Rebellen und Deserteur verlangt, kein wahres Wort ist. Sie hätten mir selbst geschrieben: Ihr schlichter Wunsch sei gewesen, die Deserteur, die in den drei Friedensjahren mit den Waffen entwischt seien, zurückzuerhalten. Wir wüßten, daß sich diese Burschen bei Kreli aufhielten. Von Kreli und vielen anderen Häuptlingen sei oft das Ansinnen an Sie und mich gestellt worden, gestohlene Pferde samt den Pferdedieben auszuliefern. Dem Verlangen sei von uns beiden, wenn irgendmöglich, immer entsprochen worden. Jetzt handle es sich um ganz dasselbe. Deshalb müsse sich Kreli entweder irren oder bewußt falsch darstellen. An Kreli ging die gleiche Richtigstellung.

Wenn mein Bote von ihm zurückkehrt und mir Aufschluß gegeben hat über Krelis Stimmung und die ganze Lage dort, wäre es vielleicht richtig, daß ich zu Kreli ritte. Ich warte Ihre Zustimmung ab. Offizielle Wünsche möchte ich ihm dann nicht übermitteln müssen. Eine freundliche, unverbindliche Unterhaltung zwischen ihm und mir würde, scheint mir, aufklärender wirken als ein Handschreiben oder eine Forderung von seiten Seiner Excellenz des Gouverneurs oder von Ihrer Seite."

Erst nachdem er die Bogen gefaltet und gesiegelt hatte, kam Brownlee zu den Wartenden zurück. Er legte den Brief neben sich, während er den eingeschenkten Tee trank. Zwischen den Zügen sagte er zu Hoffmann: „Meine Post für King Williams Town ist fertig, Kapitän. Der Träger wartet. Ich dachte, es werde bequemer für Sie sein zu fahren, und hieß ihn den leichten zweirädrigen Wagen einspannen. Wir haben einen langen Ritt hinter uns, und mir tut leid, daß der Wagen nicht warten kann bis morgen früh, indessen hätte ich zum Beispiel diesen Brief an den Hauptkommissar Maclean in Fort Murray schon gestern gern ohne Umweg befördert. Doch da waren wir unterwegs, und vielleicht war ich mir auch nicht klar über alles. Übrigens bietet der Wagen hinlänglich Platz für zwei Personen, unsere Straße ist nicht allzu schlecht, und der Boy, der Sie fahren soll, ist ein zuverlässiger, vorsichtiger Kutscher."

Sie redeten noch ein paar Worte hin und her von diesem und jenem, bis der Karren vor der Gartentür erschien. Wenige Minuten darauf war das Gefährt mit dem vergnügt den Hut schwenkenden Hauptmann über den Kamm hinüber und den Blicken entschwunden.

Frau Brownlee hing sich in ihren Mann ein, als sie langsam durch den Garten zur Türe schritten. „Ich habe dich sehr erwartet“, sagte sie eifrig. „Ich wollte dich gleich fragen. Und nun hast du den Brief wohl abgesandt an Maclean? Es scheint doch ein solch unsaßbarer Unsinn, daß Kaffern bereit sein sollen, ihr Vieh zu töten auf eine Prophezeiung hin. Sie werden bei der Regierung über dich lachen und sagen: Charles Brownlee hat sich einen fürchterlichen Bären aufbinden lassen.“ Brownlee antwortete gedämpft und ohne Lächeln: „Mögen sie es sagen, und vor allem, möchten sie recht behalten. Ich fürchte, es ist keine Narrheit. Ich fürchte, es hat irgend jemand einen ganz tiefen Plan ausgeheckt, den allgemeinen Krieg herbeizuführen.“ „Also werden sie ihr Vieh töten?“ fragte Frau Brownlee. Brownlee antwortete: „Ich weiß es nicht, aber wenn sie ihr Vieh töten, werden sie auch ihre Korngruben leeren, und niemand wird mehr arbeiten.“ „Und dann?“ „Und dann?“ sagte Brownlee, „dann wird eben der große Krieg da sein, oder – Männer, Frauen und Kinder werden hier auf deiner Schwelle sterben wie verreckende Hunde.“

Drinnen fragte Frau Brownlee noch einmal: „Und was geschieht dann mit den Deutschen, die kommen sollen? Du rietest doch selber dem Kapitän, daß womöglich alle verheiratet ausreisen sollten?“

Brownlee zuckte mit den Achseln.

Mann und Weib waren an diesem Abend einsilbig beim Abendessen. Brownlee schien es, daß aus seiner Frau Seele heraus es ihn vorwurfsvoll ansehe. Beim Aufstehen sagte er: „Siehe, bist du mir nicht gefolgt, als die Not noch größer war? In einem Neulande kann erst wirklich Frieden werden, wenn die Frauen kommen.“ Frau Brownlee strich ihm am Arm herunter. „Ach, die Frauen sind wohl nötig“, sagte sie mit leiser Stimme, „ich habe aber gewußt, was vor mir war.“ Brownlee schüttelte mit dem Kopfe: „Das weiß niemand!“ sagte er.

XIV.

Viele aus der neuen Zeit lächeln, wenn grauhaarige weiße Männer, denen die Andacht nicht verloren ging, verkünden, Krelī, der Sohn Hinzas, der Galeka ist ein wahrhaftiger König gewesen. Die jungen Leute können es sich nicht ausdenken, daß durch das Land der Kosas diesseits und jenseits des Kei noch vor mancher Väter Augen ein barfüßiger Schwarzer geschritten sei mit Fellen bekleidet, der in einer gewöhnlichen runden Hütte gewohnt habe, und dessen Würde so hoch geachtet war.

Ich gehöre zu keiner Zeit, nicht zu der neuen und nicht zu der alten. Ich weiß, Krelī ist ein wahrhaftiger König gewesen, und ich weiß auch, Krelī ist der letzte König gewesen unter den Kaffern. Als sein Volk verhungerte, da verschrumpfte Krelīs Königtum. Der trügerische Bundesgenosse, der Hunger, hat Krelīs Würde vernichtet, ehe sie zum Spotte wurde. Edel ist nur, was zur rechten Zeit zu sterben weiß.

Aber fraget doch vor den Hungerjahren im Kaffernlande, wo Sandili als Oberhäuptling gilt, fraget: Wer ist noch mehr als Sandili? — Krelī ist noch viel mehr als Sandili. Fraget in Krelīs eigenem Reiche jenseits des Kei: Wer ist der Erste unter den Kosas? — Das wüßtest du nicht, weißer Mann? Krelī ist der Allererste.

Krelī ist schlank und groß und geschwind. Wenn Krelī nackten Körpers zwischen den Ratsleuten zum Meere geht, sprechen die Wellen: Gehet, er muß aus dem Meere geboren sein. Und bei der Jagd versuchen ihn die Bäume und Büsche festzuhalten mit ihren Ruten, sie rufen und bitten: Krelī, bist du der Baum, der wandern darf mit Menschenfüßen? Krelī ist, ein Leopard, Krelī ist ein Büffelstier, Krelī ist eine starke Antilope, sagen die Frauen.

Und habt ihr Krelī erzählen gehört am Feuer? Krelī erzählt die Geschichte und Weisheit seines Volkes. Der brausende Wind trug die Kunde zu seinem Bruder Krelī aus den Urbätertagen, die rauschenden Wellen redeten mit ihrem Bruder Krelī aus den vergangenen Leben.

Alle Weißen geben zu, daß Krelī tapfer gewesen ist, daß es ihm an einem gewissen Edelmute und einer gewissen Ritterlichkeit im Sinne der Engländer nicht gefehlt habe, daß er ein prächtig geformter Mann gewesen ist

und daß er zu jeder Zeit sich bereit zeigte, den Auskunftsuchenden auseinanderzusetzen, welche Verwandtnis es habe mit den Sagen und den Sitten und den Bräunchen des Kaffernvolkes.

Krelis Vater Hinzä starb auf folgende Weise:

Es war nach einem Kriege der Saikas gegen die Weißen. Die Saikas hatten der Gewohnheit entsprechend das eigene Vieh und das Beutevieh über den Keisfluß gesandt in die Obhut ihres Mutterstammes. Die Engländer bereiteten sich vor, die Galekas anzugreifen, um ihr Vieh zurückzugewinnen und Beutevieh zu machen. Sir Harry Smith führte die Engländer an, er war damals noch Oberst. Er sandte zu Hinzä und ließ sagen: „Der Gouverneur ist zum Frieden bereit, wenn du alles geraubte Vieh gutwillig herausgibst.“ Hinzä ließ lange nichts von sich hören. Eines Tages aber kam er plötzlich mit seinem Bruder Buchu und seinem Sohne Kreli und etlichen Großleuten in das Lager des Gouverneurs geritten. Die Weißen hielten ihn fest als Geisel. Sie verlangten von ihm, er solle selbst mit dem Obersten und der Truppe ziehen, bis das Vieh herbeigebracht oder gefunden wäre. Die Galekas liefen überall vor der Truppe fort und trieben die Herden vor sich her. Dann und wann sprach Hinzä mit einem Flüchtling und gab ihm anscheinend Befehle, daß das Beutevieh versammelt und der Truppe zugetrieben werde. Die Befehle wurden indessen nicht ausgeführt. Hinzä sagte zu Oberst Smith: „Du erkennst, daß meine Leute wenig gehorsam sind. Sie versuchen jetzt sogar, ihr Eigentum vor mir zu retten. Was hat dir auch unser Vieh angetan, und warum soll ich zusehen, wenn es meinem Volke genommen wird?“ Oberst Smith antwortete: „Hinzä, ich will gar nicht deiner Leute Vieh, sondern ich will das geraubte Vieh zurückhaben.“ Hinzä sagte: „Dann werde ich mit deiner Erlaubnis meinen Ratmann Umtini vorausschicken, er mag dem Volke erklären, daß ich selbst bei dir bin, daß sie ihre Herden nicht zu flüchten brauchen und daß du wirklich nur das Vieh mit der Brandmarke der Weißen heraussuchen lassen willst.“ Als Umtini fort war, rief Hinzä: „Nun werden wir alles Vieh an der Kabecca vorfinden. Es wird so viel sein, daß die ganze Truppe es nicht treiben kann.“ Niemand traute Hinzä. Oberst Smith warnte ihn, er möge keinen Versuch machen zu entfliehen. Die Truppe marschierte von den Duadana-Hügeln zur Guanga und von der Guanga auf die Gabecca zu. Es war der richtige Weg, denn der ganze Boden war zerschnitten von den Fährten der Rindermassen. Als sich die Fährte spaltete nahe der Kabecca, gab Hinzä an, den Viehspuren rechts müsse gefolgt werden. Die Spuren zogen sich einen steilen Hügel am Kabecca-Flusse hinauf im dichten Buschwerk. Manchmal konnte man zur Linken den Fluß zwischen Klippen laufen sehen. Jeder führte das Pferd am Zügel. Oberst Smith allein ritt vorne. Den Landeskundigen fiel auf, daß Hinzä halbwegs auf dem Hügel seinen schönen schwarzen Hengst bestieg, den er bisher vorsichtig geschont hatte. Sie hielten die Augen auf ihn gerichtet. Hinzä drückte den Hengst vorwärts, bis er neben dem Obersten ritt. Er versuchte sich in den Busch zu schieben. Der Oberst

sagte: „Halt, Hinzä, halt“, und griff nach dem Pistol. Hinzä lächelte. Der Busch auf seiner Seite war zu dicht. Er kam zurück. Der Oberst wußte nicht, ob der Häuptling hatte entfliehen wollen. Danach endigte der Busch, und sie waren auf der Höhe. Das Land und der Fluß lagen vor ihnen frei und weit. Es zeigte sich ein Rücken lange gestreckt, der am Flusse herlief und sich langsam senkte. Zum Flusse ging es links steil hinunter. Ein Streifen Dickicht säumte das Wasser. In der Ferne, wo der Landrücken sich verflachte und mit dem sich windenden Flusse zusammentraf, standen ein paar Hütten, weiter jenseits konnte man Vieh erkennen in Massen, weidend und rastend. Der Oberst hielt mit Hinzä zusammen an und sah erfreut über das weite Land und auf die Menge der Herden. Als die Truppe heraufkam, drehte er sich, daß sie an ihm vorüberzöge.

Da tat Hinzäs Pferd einen Sprung. Die Landeskundigen schrien: „Hei, Hei, Hinzä! Ehla! Ehla!“ Ihrer zwei ritten dem Entfliehenden nach. Sie hatten aber kleine Pferde. Nur des Obersten langbeiniges Pferd konnte dem fliegenden schwarzen Hengste Boden abgewinnen. Oberst Smith versuchte das erste Pistol abzuschießen. Es versagte. Er nahm es und warf damit und traf Hinzä in den Rücken. Hinzä sah sich um und lachte spöttisch. Das zweite Pistol versagte auch. Es gelang schließlich dem Obersten, weil sein Pferd ein so vortrefflicher Kenner war, des Häuptlings Leopardenfell am Nacken zu fassen. Der schwarze Hengst scheute und wich aus, und Hinzä verlor den Sitz und schlug zur Erde. Der Oberst konnte sein Pferd nicht verhalten, und Hinzä konnte den davonjagenden Hengst nicht greifen. Hinzä sprang auf die Füße. Er warf ein Affagai, von denen er drei in der Faust behalten hatte. Er verfehlte das Haupt des davongetragenen Offiziers nur um ein Kleines. Es waren inzwischen die zwei Landeskundigen heran. Sie konnten aus dem Sattel hüpfen und die Büchsen fertig machen. Hinzä lief, sobald er sie merkte, in großen Säßen nach links den Abhang hinunter dem Dickicht und dem Flusse zu. Die Landeskundigen riefen in der Kaffersprache: „Halte ein, Häuptling.“ Hinzä kümmerte sich nicht darum. Der erste Landeskundige schoß; er traf Hinzä in den Unterschenkel. Hinzä fiel, und sprang auf und fiel wieder. Der zweite Landeskundige schoß. Er traf Hinzä in die Hüfte, der Häuptling fiel noch einmal. Dennoch gewann Hinzä das Dickicht. Mehrere Landeskundige suchten lange auf und ab im Gebüsch. Da hörte der eine ein Geräusch. Er bog die Zweige auseinander. Es stand ein schwarzer Mann bis zu den Lenden vor ihm im blutigen Wasser zwischen den Büschen, leuchend und wartend. Er hielt ein zitterndes Affagai fertig zum Wurfe. Der Landeskundige schob die Büchse zurecht und schoß. Sein Gewehr berührte dabei fast den Kopf des Häuptlings. Der halbe Kopf flog mit dem Schusse fort. Das war Hinzäs Tod.

Kreli und Buchu sahen, wie Hinzä vom Pferde gerissen wurde, und wie er zweimal verwundet wurde, und wie er sich zum Wasser zu retten versuchte gleich einem krankgeschossenen großen Tiere, und wie sein Leib zu den fernen Kaffernhütten getragen und dort liegengelassen wurde.

Als Kveli selbst der erste geworden war unter den Kaffern an seines Vaters Stelle und schon eine Reihe von Jahren die Herrschaft ausübte, suchten ihn englische Missionare auf. Sie sagten zu ihm: „Alle Häuptlinge der Gaikas, auch Sandili, haben Lehrer zu sich genommen, und wo die Häuptlinge nicht selber Christen geworden sind, halten sie ihr Volk doch nicht ab, die Missionsstation zu besuchen. Du bist noch mehr als der Oberhäuptling Sandili, du bist ein König, und du wolltest deinen Leuten verbieten, daß sie zu uns kommen?“ Kveli erwiderte: „Ja, ich bin gewiß ein Dummer in den Augen der Weißen, aber ich kann mein Volk regieren mit den alten Sitten und den alten Gebräuchen. Wenn mein Volk zu den Weißen geht und englische Sitten und Gebräuche lernt, kann ich es nicht regieren. Das englische Gouvernement kann es aber dann auch nicht in Zucht halten. Ich erkenne, daß die Kaffern, die in den Dörfern und auf den Plätzen der Weißen wohnen, meistens Diebe und Landstreicher und schlechte Kerle sind. Sie sind schlechte Kerle geworden, weil sie soviel vom weißen Manne zu wissen meinen. Ich erkenne, daß ein Kaffer, der sich mit rotem Ocker bemalt, reinlicher ist als einer, der sich kleidet. Jener wäscht sich und färbt sich und geht am nächsten Morgen wieder hin und tut ein Gleiches. Wer sich aber im Laden ein Hemde kauft, trägt es, bis es verfault, und die Kleider werden getragen, bis sie in Lumpen vom Körper fallen. Ich erlaube einem solchen Menschen nicht, bei meinem Krale zu sitzen, ich kann den Geruch eines bekleideten Menschen nicht aushalten. Ich kann deshalb auch eure Kirche nicht selbst besuchen. Es ist zu viel Geruch bei den Leuten, die sich um euch scharen.“

Kveli herrschte einundzwanzig Jahre, als er sich mit dem Hunger verbündete, damit die Kaffern der Engländer ledig würden, bevor es zu spät wäre. Am Anfang der großen Not meinten viele Weiße wie Brownlee, daß allem ein tiefer Plan des Königs zugrunde liege. Etliche hunderttausend hungernde Menschen, die kein Eigentum mehr zu umforgen hatten, wollte er zwingen, sich auf die Weißen zu stürzen, denen dann im entsetzlichen Ansturm die begehrte Speise, das verhaßte Leben und reiches Gut zugleich geraubt würden.

Anderer meinten später, Kveli sei nur abergläubisch gewesen und habe dem Grame, dem Borne und der falschen Hoffnung seines heidnischen Volkes nachgegeben. Für die entsetzliche Torheit des verblendeten Führers hätten dann die Tausende der willigen und unwilligen Kleinen die Qualen des Hungertodes leiden müssen, und das ganze Kaffervolk der Amagosas bis hinunter zu den Kindern sei durch die aberwitzige Selbstopferung um seine Kraft gebracht und zerdrückt und zerrieben worden, wie das der grausamste Feind im siegreichsten Kriege nicht vermocht hätte.

Als Kveli ein alter Mann war mit vielen Runzeln auf der Stirne und mit harten, grauen Haarflocken auf den dünnen Backen und um den großen Mund und als sein Körper nicht mehr gerade und kraftstrotzend war, besuchte ihn ein weißer Mann in der Verbannung. Er gedachte den Häuptling selbst auszufragen über den unerhörten Selbstmord eines Volkes.

Areli sah mit den klein gewordenen Augen erstaunt zum Gaste hinüber. Dann sprach er: „Umlungu, Fremdling, weißt du, warum du sterben mußt zu deiner Zeit?“ Er tat rasch drei Schläge mit der Faust auf die knöcherne Brust. „Auch ich, Umlungu, ich weiß nicht, wann und woran mir zu sterben bestimmt ist.“ Er schwieg und schloß die Augen und schien an die Frage nicht mehr zu denken, aber plötzlich fuhr er kopfschüttelnd fort: „Niemand weiß, wann und wie er umkommt. Das Vieh mußte getötet werden, damit die Menschen stürben. Es war das Schicksal.“ Er hob die Achseln und ließ sie sinken: „Einige Lehrer sagen, Gott wollte, daß geschähe, was da geschah, und daß umkäme, wer da umkam.“ —

Es war in der Zeit der Beeren, in der die Baumassen feist werden und in der die Schwalben verschwunden sind. Das Veldt rastete braun und vertrocknet und schläfrig. Wo Menschen sich damit zu tun gemacht hatten, lag es schwarz und verbrannt.

Weil das harte, wogende Gras und die krazenden Stauden und die Blumen völlig zusammengeschrumpft oder bis zu den Wurzeln hinunter verkohlt waren, ließen sich überall auf den Flächen die langen, grauen Striche erkennen, die aus Schluchten und über Hügel und aus der Ebene kamen und in Schluchten und hinter Hügeln und in der Ebene verschwanden. Die grauen Striche sahen wie Narben aus auf den Rücken fauler Zugochsen, wann die Ochsen durch die Dürre schlecht im Haare sind. Die Striche saßen auch zuweilen so dicht und kreuzten sich so häufig wie Peitschennarben. Die Striche waren Fußpfade, die die bloßfüßigen braunen und schwarzen Völker und Geschlechter, die Männer und Frauen und Kinder in Krieg und Frieden und bei Freude und Leid seit langem in dieses Land hineingelaufen hatten.

Aus dem Kaffernlande nach der Mündung des Kei und über den Fluß und durch die Keiberge in das freie Land der Schwarzen führten sehr viele Pfade. Von manchen wußten früher nur wenige Menschen. Sie wurden jetzt offenkundig und wurden von vielen begangen, denn zur Quolora kamen die Leute von allen Seiten.

Wer die Keiberge mit den roten Moen ganz durchwandert hatte, konnte die Ggara, die Siedelung Umhlaakas und seiner Sippe, alsbald ausfindig machen.

Unfern der Ggara setzten sich die Besucher nieder und warteten. Sie trafen Bekannte und Freunde und ferne Verwandte und sogar Männer, die gar nicht zu dem Kosa-Volke gehörten. Verschiedene der Wartenden konnten zeigen, welchen Weg Nonqause genommen hatte, als sie zum Quolorastrusse hinunter gegangen war, Wasser zu schöpfen. Um den Fluß herum blieb es feucht, und am Wege im Busche standen die Strelizien mit den bunten Blüten und die Milchbäume mit ihren kleinen gelben Winterknospen zwischen den groben Stacheln. Kein Besucher ging allein bis zum Flusse hinunter aus Furcht. Die Führer sagten: „Nonqause sah dort unten

am Steine die gewaltigen Krieger aus dem Wasser steigen. Es tropfte nicht von ihren Körpern und Waffen. Das Fellkleid der Krieger war trocken. Sie winkten, weil sie reden wollten. Nonquause erschrak und schrie fast. Sie rannte nach Hause. Sie rief ihren Vaterbruder Umhlaƿasa.

Wenn Umhlaƿasa zum Flusse herabstieg, wagten alle Besucher hinter ihm her zu gehen. Sie sprachen kein Wort. Sie sprangen zugleich auf. Sie gingen nicht zu nahe dem Propheten, um ihn nicht zu stören. Rundum knackte es im Busche von Herannahenden. Die Reiher, die gefischt hatten und bei der nahenden Unruhe sich auf ihre Wachtbäume gestellt hatten, stießen ab und flüchteten laut schreiend und flügelklatzend landein mit eingezogenem Halse und zurückgestreckten Ständern. Umhlaƿasa blieb am Ufer stehen. Er achtete nur auf das Wasser. Er sah den Kopf vorreckend mit verstörtem Gesichtsausdruck flußauf und flußab gegen die See zu. Plötzlich sprang er in das Wasser und in wiederholten kleinen Sprüngen strebte er bis zur Mitte. Sobald Umhlaƿasa im Flusse war, drängten die Besucher heran. Die Bäume und die Büsche und das Schilf zitterten, weil sich überall harrende Menschen verbargen. In der Mitte des Wassers drehte sich Umhlaƿasa langsam und starrte auf den Spiegel und schüßte die Augen mit der Hand, wenn ihm die Sonne entgegen war. Nach einiger Zeit wurde er ganz steif, er hing nach vorne über. Es war, als würden seine Augen ihm aus dem Kopfe gezogen von einer unsichtbaren Kraft. Die Besucher strengten sich an, ihre Blicke auf dieselbe Stelle zu richten, aus der die Kraft wirkte. Sie hielten den Atem an. Niemand traute sich, zuerst zu sprechen, doch war plötzlich ein Murmeln um das Wasser, und aus dem Murmeln lösten sich aufgeregte Stimmen heraus: „Da sind sie! Da sind sie!“ Die Büsche zitterten noch mehr, weil sich die bebenden Besucher auf die Fußspitzen zu stellen versuchten.

Auf einmal redete Umhlaƿasa über das Wasser hin, ohne seine starre Stellung zu verändern, mit seltsamer jubelnder Stimme: „Sie sind da! Sie sind alle da!“

Wenn die Besucher diese Verkündigung hörten, fingen sie wie Kinder an hin- und herzulaufen, um alle einen ordentlichen Ausblick zu gewinnen. Aber der Prophet verlangte Schweigen, damit er die Geisterbefehle entgegennehmen könne. Er warf die Hand in die Höhe und rief: „Sie sprechen, sie sprechen zu mir!“ Es wurde gleich so still, daß man nichts hörte als das Rauschen der See von der einen Seite und das ganz ferne Rufen der Brummvögel von den Hügeln und das Kreischen der Reiher aus dem Lande heraus.

Die Besucher sahen, wie der Prophet sich hin- und herwand, und wie sein Körper den sich offenbarenden Geistern gehorchte und antwortete. Es teilte sich ihnen jede Bewegung mit. Wann er grüßte, grüßten sie. Wenn er die Handflächen aneinanderschob, zu danken, schoben sie Flächen der unruhigen heißen Hände aneinander. Wann er das rechte Ohr horchend vorwärts hielt, wandten sie den Kopf nach links. Wann er das linke Ohr

hören ließ, wandten sie den Kopf nach rechts. Es war ein großer Zauber, wie sie bangend und erwartend mit Umhlaƙasa verbunden waren.

Ein wenig löste sich die Kraft immer, wenn Umhlaƙasa dürr und frierend an das Ufer hinkte. Jeder redete gleich mit jedem, der ihm eben am nächsten war. Es erzählten Todfeinde voller Eifer einander, was sie gesehen und gehört hatten. Und es waren viele, die durch ihre Wahrnehmungen bestätigten, was Umhlaƙasa verkündigte.

Dem Propheten folgten die Besucher laut schwägend zurück.

Sie hielten sich geduldig in der Nähe seiner Hütte in der Gƙara, während er sich wärmte. Zuweilen dauerte es lange, bis der Prophet die Befehle der Geister mitteilte, zuweilen aber veranlaßte ihn die eigene Aufregung, schon am Ufer zu sprechen.

Er sagte: „Es sind die toten Häuptlinge und die Krieger des Volkes. Sie sind auferstanden. Sie warten unter dem Wasser. Ich habe sie gesehen. Sie bringen Beeste und Böcke in Mengen. Die Beeste und Böcke brüllen und meckern unter der Erde. Diese Männer wachsen auch aus dem Wasser heraus. Ich kann sie nicht erkennen über dem Wasser. Ihr Kopf ist in Nebel und ihre Brust und ihr Leib, es sind nur die Beine außerhalb des Nebels. Dennoch habe ich meinen Bruder unter ihnen gesehen, er ist lange gestorben. Er hat jetzt zu mir gesprochen.“

Die Besucher streckten alle stehend die beiden Arme aus, daß es rauschte. Sie riefen: „Was befehlen diese Geister?“

Umhlaƙasa antwortete: „Amadoda! Es sind Ndlambe und Hinga und Puschani und Gaika und Gno. Sie wollen nicht länger beiseite stehen und traurigen Herzens zusehen, während den farbigen Menschen das Unrecht geschieht. Sie wollen nicht, daß die schwarzen Menschen beleidigt und vertrieben und ausgelöscht werden. Diese Geister haben den Amarusse geholfen, die Engländer zu besiegen. Diese Geister kommen jetzt, daß sie dem Ksovolke helfen, gegen die Engländer zu gewinnen. Amadoda, diese Geister, befehlen, Ihr sollt jedes Zauber- und Zaubergut von euch werfen. Das Zauber- und Zaubergut ist ihrer Auferstehung entgegen. Amadoda, diese Geister, befehlen, Ihr sollt Vieh schlachten. Das Vieh ist den Beesten und Böcken im Wege, die sie mit sich bringen. Amadoda, diese Geister befehlen, Ihr könnt die Pferde und die Hunde leben lassen.“

Einige der Besucher fragten: „Umhlaƙasa, wer sind diese fremden Geister?“

Umhlaƙasa sah sich um, und er nannte die toten Väter und Älterväter der Anwesenden, die er kannte. Er fügte hinzu: „Es sind nicht nur diese, es sind alle. Diese Auferstandenen sind jung. Es wird mit den Engländern das Alter und das Siechtum völlig vertrieben werden. Die Frauen werden aufstehen als mannbare Mädchen.“

Die Besucher fragten: Umhlaƙasa, was geschieht den Engländern?“

Umhlaƙasa lachte: „Die weißen Menschen sollen zu Fröschen und zu Mäusen und zu Ameisen werden.“

Und alle Besucher lachten und besprachen in wilder Freude das Gehörte.

An Stelle Umhla kafas ging hin und wieder Nonqause zum Wasser. Sie war sechzehnjährig und schlank. Sie trug einen ganz kurzen Mantel, genäht aus den Fellen des zierlichen Blauboocks, wenn sie zwischen den Strelizien und den Milchbäumen durch das Buschwerk zum Flusse schlüpfte. Die Besucher sahen sie gehen. Es trat ihr keiner von den Männern entgegen, daß er ihr den Mantel über der Brust ein wenig lüfte und hineinschaue und ihre jungen Brüste fühle, ob sie schon milchreif wären. Wenn sie gebadet und mit dem Wasser gespielt hatte, erzählte sie ihrem Vaterbruder, dem Propheten Umhla kafas, alles, was sie bemerkt hatte. Sie war gewohnt, mit ihm über geheimnisvolle Dinge zu sprechen, denn lange, vordem sie die erste Erscheinung gehabt hatte, wurde durch Umhla kafas geweissagt, daß Großes für die Kaffern geschehen werde. Es wußten auch alle Bewohner der Grara vor der Erscheinung, daß Umhla kafas Zeit als Prophet kommen werde. Umhla kafas teilte den Besuchern mit, wenn dem Mädchen Neues begegnet war. Er sagte: „Nonqause hat die Kennochsen der alten Häuptlinge gesehen. Nonqause hat den großen Ochsen von Hinzas großem Hause gesehen. Nonqause hat den großen Ochsen Krelis gesehen, der gestorben ist. Die Kennochsen sind jung und stark geworden, und sie warten darauf, alle wiederzukehren. Nonqause hat gehört, wie die drängenden Tiere mit den breiten Hörnern aneinanderstießen.“

Es wurde, als Umhla kafas dies verkündigt hatte, bald allgemein bekannt, daß man in einer Höhle in der Nähe der Grara die Geräusche der wartenden Herden und namentlich das harte Klappern der Hörner hören könne, so oft man komme.

Die neuen Besucher, die sich näherten, merkten in weiter Entfernung von der Grara und Quolora die große Freude des Volkes. Junge Männer kamen rufend und singend auf schnellen Pferden. Sie verbreiteten überall, wo noch Krale ohne Nachricht lagen, was geschehen müsse. „Zuerst sollen die schönsten Bullen und Kühe und Ochsen geschlachtet werden“, sagten sie. „Aus den Häuten sollen die Frauen gute Kleider erhalten. Danach sollt Ihr Rinder und Kälber töten und danach die Bockies und die Säue und die Hühner. Ihr sollt auch das Korn verzehren und jederlei Nahrung. Und wo Ihr viel Korn in den Erdspeichern habt unter den Viehkralen, könnt Ihr dies vernichten, und Ihr sollt für nichts sorgen, denn es wird alles wiederkommen, was gewesen ist, und was Ihr jetzt habt, steht der Wiederkehr im Wege!“ Es wurde auch schon überall geschlachtet, daß es wie ein reiches Fest schien im ganzen Lande.

Es geschah gar nichts mehr wie sonst. Früher, sobald bei einer Niederlassung geschlachtet wurde, zündeten sie ein Feuer an im Viehkrale, vordem sie das Schlachtthier zerlegten, daß jeder der Nachbarn, der den Rauch sähe, herbeieilen könne als Gast zum Schmause. Jetzt lief fast niemand mehr zu einem anderen Krale, und die Feuer brannten rundum umsonst. Jeder fand bei der eigenen Hütte vielmehr, als er essen konnte, obgleich statt der

zwei Mahlzeiten am Morgen und Abend drei und vier und fünf Mahlzeiten abgehalten wurden.

In der Umgegend der Gzara hatten die Hunde bald Gestalten wie riesengroße Maden und wie fette Fische, weil solche Massen Fleisches ihnen zugeworfen wurden.

Es wurde erzählt, schon ferne der Dolora und der Gzara: „Die auf-
erstandenen Krieger dort an der Mündung des Kei sind in den Wellen des
Meeres. Viele gehen zu Fuß, und viele sitzen zu Pferde. Die auf-
erstandenen Krieger ziehen, ohne zu reden, durch die Wellen. Es ist ein Impi größer, als
Menschen sehen können. Wenn die Wellen zum Lande laufen, kommen die
Krieger, und wenn die Wellen zur See hinauslaufen, kehrt das Impi um.
Dann tauchen die Krieger in das Wasser zurück, denn es ist noch nicht ihre Zeit.“

Es wurde auch erzählt: „Als ein Sturm war, haben einige das Impi
über den Wolken erkannt. Die Krieger jagten durch die Luft.“

Um diese Zeit wurden von Kral zu Kral im Gailalande die Kappen
englischer Seeleute und eines Seeoffiziers und sonstige Ausrüstungsgegen-
stände getragen. Diese Dinge waren an der Mündung des Keiflusses von
Kindern bei Ebbe gefunden worden. Ein englisches Kriegsschiff hatte ein
Boot ausgesetzt, um die Mündung des Flusses zu erkunden, und das Boot
war umgeschlagen. Niemand vom Lande hatte den Unfall mit angesehen.
Die Leute sagten: „Sehet, dies ist ein Zeichen. Die Krieger haben an-
gefangen, die Engländer zu vertilgen, und es ist doch noch nicht die Zeit.“

Kreli sandte seinen Unterhåuptling Pama zur Gzara, damit er den
Propheten beschütze und sich mit den fremden Besuchern bespreche und alles
melde. Als Kreli selbst zum Besuche kam, erklärte Umhlaßasa, an welchem
Tage und auf welche Weise alles geschehen werde. Kreli's eigene Boten
verkündeten es im Lande: „Es wird am Vollmondtag sein“, und sie be-
zeichneten den Tag, den die Weißen den achtzehnten August nennen: „es
werden zwei Sonnen aufgehen statt einer, die Sonnen werden blutrot sein,
es wird Donner sein, und es wird Blitzen sein, und der Himmel und die
Erde werden zusammenstoßen, und alle weißen Menschen werden zerdrückt
werden zwischen Himmel und Erde. Danach werden die Herden kommen,
und alle Tiere werden gesund und sehr schön sein, und sie werden überall
weiden. Danach werden die Hirse und Maisfelder aus der Erde wachsen,
so groß wie sie nirgends waren, und es werden alle Körner völlig reif sein
für die Ernte und zum Essen. Danach wird das Volk der Väter und der
Alterväter auf der Erde herumgehen, und sie werden sich mit uns erfreuen.
Es werden von diesem Tage an alle schwarzen Menschen jung und schön
und reich und friedlich sein.“ Kreli's Boten fügten der Verkündigung hinzu:
„Kreli, der Herr, hat selbst ein Pferd des Propheten gesehen, das tot war,
es ist jetzt lebendig. Kreli, der Herr, befiehlt, Ihr sollt euch beeilen und sollt
Vieh töten, damit niemand die Geister erzürne.“

Hinter den Boten sammelten sich Scharen von Männern, die liefen durch
das Land, um dem Volke beim Töten und Verderben behilflich zu sein.

Wenn sie satt und ganz fleischtrunken zusammenlagen, schwatzten sie davon, wer alles auferstehen könnte. Die Greise unter ihnen ließen sich viele neue Hütten bauen und halfen mit zitterigen Händen, damit rechtzeitig Unterkunft fertig würde für die jungen mannbaren Mädchen, die sie zur Heirat erwarteten.

Verschiedene Alte wählten sich gleich Weiber aus den vorhandenen Jungfrauen. Von den Eltern wurde keine Morgengabe an Kindern mehr verlangt, weil das Vieh doch getötet werden mußte. Und die Alten sagten: „Wir werden bald von neuem jung, brauchen wir dann nicht junge Frauen?“ Die Jungen sagten: „Wir warten! Die auferstandenen Mädchen werden kommen und werden bittend an die Türen unserer Hütten pochen, denn es sind doch so viele!“

Selbst die Fingos mit den großen und krummen Ohren schickten von der Grenze der Kolonie durch das ganze Kaffernland hindurch eine Gesandtschaft bis zur Grara.

Die Gesandten fragten den Propheten: „Gibt es eine Botschaft für uns?“ Die Gesandtschaft wartete einige Tage abgesondert von den übrigen Besuchern. Die übrigen Besucher sagten untereinander: „Es gibt sicher kein Wort für die Fingohunde, deren Ohren wie getrocknete Ochsenfelle herabhängen.“ Sie behielten recht. Der Prophet sprach zur Gesandtschaft der Fingos: „Nein, die Geister haben keine Botschaft für euch.“

Nonqause wurde häufig krank durch die starke Sprache der Geister. Wenn Nonqause krank lag, ging ihre Gespielin Nombanda zum Flusse. Die Besucher hatten anfangs keine Scheu vor Nombanda. Manche liefen mit ihr hinunter. Dadurch sahen viele, die noch nicht völlig gläubig waren, mit welcher Deutlichkeit sich die Geister auch der Gespielin Nonqauses offenbarten, und sie bekehrten sich. Durch Nombanda wurde dem Propheten von den Geistern bekanntgegeben, daß die Botschaft nur für die Gläubigen gelte, und daß die Ungläubigen zusammen mit den Fingos und den Weißen an einem Tage verderbt würden. Da nannten sich die Gläubigen von da an Amatamba, und die Ungläubigen wurden Amagogotya genannt.

Am Anfang war keine große Feindschaft zwischen den Amatamba und Amagogotya. Es kamen viele Leute herangewandert, nur um, wie sie sagten, sich das merkwürdige Ding anzusehn, von dem überall erzählt wurde. Es waren Missionsgänger darunter von der Mission in Bethel und von den englischen Missionen. Die Missionsgänger lächelten und schüttelten die Köpfe und mahnten ab in längeren, eifrigen Reden nach Art der weißen Lehrer. Die Amatamba hörten sie an und nickten und erwiderten: „Wetu, als du dich bekehrtest und wir dich abmahnen wollten, sagtest du: Lasset mich, ich habe meinen Gott gefunden. Euer Reden ist vergeblich. Heute sagen wir: Wir haben unsern Gott gefunden. Umhlakasa ist unser Gott. Dein Reden ist vergeblich!“

Der Kommissar Oberst Maclean sandte entgegen Brownlees Rat einen Brief an Areli. In dem Brief schrieb er: „Häuptling, du mußt ablassen,

bei dir Vieh zu töten und die Völker zu beunruhigen. Wenn du aber fortfährst, Vieh zu töten und hierzu zu ermuntern, werde ich gezwungen sein, mit weißen Soldaten einen Heereszug über den Keisfluß in dein Land zu unternehmen.“

Als Kreli diesen Brief empfangen hatte, berief er eine große Versammlung des ganzen Gaikavolkes. An der Versammlung nahmen die Gaikas und Ndambes teil, die an die Dolora zum Propheten gekommen waren, und jene Gaikas und Ndambes, die nur dieser Versammlung wegen aus dem englischen Kaffernlande herbeigeeilt waren. Kreli sah auch danach, daß Fremdlinge besonders eingeladen wurden, von denen er glaubte, daß sie dem Kommissar Oberst Maclean und dem Kommissar Brownlee Bericht erstatten würden.

Kreli sagte zur Versammlung: „Diese Seite des Keisflusses ist frei. Dies ist meine Seite des Keisflusses. Dies Land ist dem Gouvernement nicht untertan. Bin ich nicht der Herr in meinem Lande? Hat Maclean ein Recht, über den Fluß hinüber zu sprechen? Maclean hat kein Recht, über den Fluß hinüber zu sprechen, und Chalis Brownlee hat kein Recht hinüberzusprechen. Wenn ich will, kann ich alles Vieh töten. Maclean und Brownlee sollen aber wissen, daß es nicht mehr sein wird wie in den früheren Kriegen. In den früheren Kriegen dachten die Krieger zuerst an ihre Kinder, und jeder suchte, seine Beeste in Sicherheit zu bringen, vordem er kämpfte. Wenn Maclean jetzt einen Krieg haben will, wird kein Krieger hinter den Kindern dreinlaufen. Es werden alle Krieger kämpfen, denn diese Kinder von heute sind nichts, sie sind schon ganz tot. Es warten schon die neuen Herden. Und ich habe jetzt Hunde, die beißen.“

Nach Krelis Versammlung wurde noch vielmehr geschlachtet als vorher, und die Unruhe sprang über den Keisfluß wie ein Feuer, hinter dem der Wind stehet. Wer nicht töten mochte, trieb doch Kühe und Ziegen zum Verkaufe nach Bethel und King Williams Town und nach East London, wo die Arbeiten an der Mole beginnen sollten. Für eine fette Kuh wurden von den Verkäufern fünf Schillinge verlangt und für eine ausgewachsene Ziege sechs Pence. Auch mit den Häuten der geschlachteten Tiere begann ein lebhafter Handel. Das Geld, das die Gläubiger von den Händlern empfangen, beeilten sie sich, für allerlei elenden Kram auszugeben, denn obgleich sie jederlei Reichthum und Schönheit am Auferstehungstage erwarteten, wußten sie doch nicht recht, ob ihnen der Schnickschnack der Weißen, an den sie sich gewöhnt hatten, dann zusallen würde, da den Weißen und der Habe der Weißen doch die Zerstörung drohte.

Im englischen Kaffernlande braunte das Feuer nicht schnell und lodernd weiter. Es fraß sich, je mehr es vom Flusse abkam, desto langsamer vorwärts, und oft glimmte es nur, aber freilich es verlosch nicht. Der Kommissar Brownlee, der die Kaffern so wohl verstand, war der stärkste Abwehrer des Feuers. Vielleicht halfen ihm die immer heftigeren Regengüsse, denn wie

die rauschende Masse wirkliche Flammen bändigt, hält sie die leidenschaftliche Natur der Menschen in Grenzen. Die brechenden Wolken zogen in diesem Jahre dem Frühling wochenlang voraus.

Die Weißen im Kaffernlande merkten zuerst, daß sich die Kinder und in verstohlenerer Weise die Erwachsenen über die Tümpel und fließenden Gewässer beugten und auf den Knien und aufgestützten Händen verharreten, als könnten sie sich nicht satt sehen an dem eigenen dunklen Bilde und an dem Leuchten der eigenen Augen. Die Weißen fragten, und sie bekamen die seltsame Antwort: „Master, es ist etwas in dem Wasser. Wir wollen das sehen, was in dem Wasser ist, und was kommen wird.“

Am Juliende ermunterten die Missionare diejenigen Kaffern, die Gewohnheiten der Weißen angenommen hatten, aber noch keine Christen geworden waren: „Was säet Ihr nicht auf eurem Stück Felde? Es ist Zeit, daß das Maiskorn in den Boden gesteckt wird. Die Regen versprechen ein fruchtbares Jahr.“ Den Lehrern wurde entgegnet: „Wir wagen es nicht. Wir wollen den Erdboden nicht durch Werkzeuge beunruhigen, damit die Auferstehung der Toten nicht verzögert werde.“ Die Missionare wußten von den eingeborenen Christen, die an der Dolora gewesen waren, was die Kaffern im Sinne führten. Sie stemmten sich überall gegen den Aberglauben. Wenn sie lange geredet hatten, wurde ihnen gesagt: „Sehet doch, ihr Lehrer, unser Häuptling Sandili darf uns ja nicht mehr wirklich regieren, wir sind ein Volk ohne Vater geworden, deshalb brauchen wir einen Propheten.“ Wenn die Sendlinge riefen: „Alles dies an der Dolora ist ein Werk des Teufels, und Umhla-kasa ist ein Lügenprophet“, wurde die Frage an sie gestellt: „Wenn euer Gott so mächtig ist, warum schlägt er also den Teufel nicht tot?“ Wenn sie einredeten auf einzelne Leute, die ihrer Lehre gegenüber sich bisher nicht ablehnend, sondern nur abwartend verhalten hatten, und wenn sie drohten mit den Folgen des Aberglaubens, wurden sie abgewiesen mit den Worten: „Es ist mein Los, so zu bleiben.“

Wo die Weißen und die Missionskaffern selbst Felder bestellten, sahen die übrigen Kaffern erstaunt und spöttisch zu. Sie schüttelten den Kopf über die sehr große Torheit der Europäer, die anstrengende Arbeit unternahmen trotz dem drohenden Schicksale.

Als im Kaffernlande die Gerüchte noch spärlich waren und bei den Gaikas nur in den großen Plätzen der Häuptlinge von der Weissagung des Propheten und von der Aufforderung Krelis vorsichtig geredet wurde, und als die Bewohner vieler Krale noch ahnungslos der Not entgegenlebten, ließ Brownlee Makoma zu sich kommen. Makoma war der älteste Bruder Sandilis und im Range der zweite unter den Häuptlingen der Gaikas und an Anlagen der reichste. Jeder wußte, daß Makoma voller Ehrgeiz war und daß er schwer daran trug, nicht an Stelle Sandilis der Sohn aus dem großen Hause zu sein, sondern der Sohn aus dem Hause rechter Hand.

Brownlee sagte zu Makoma: „Du bist nicht mehr sehr jung, Makoma, du hast einen hungrigen Wunsch in deinem Herzen. Krelis im Gaikalande hat Boten gesandt an die Häuptlinge der Gaikas, die Gaikas möchten ihr Vieh töten. Dies ist dir bekannt. Das Gouvernement verbietet den Gaikas, daß sie Krelis Nartheit gehorchen. Das Gouvernement weiß, daß Sandili der Meinung ist, das Volk müsse schlachten. Du kannst dich auf die Seite des Gouvernements stellen, Makoma. Wenn deine Hilfe groß ist, wird vielleicht deine Sehnsucht auf gesetzmäßige Weise durch das Gouvernement bald erfüllt werden.“

Makoma hörte genau zu. Er antwortete kurz, und in seinem Gesichte war nichts zu lesen, das andeutete, nach welchem Ziele seine Gedanken strebten. Er sagte: „Sandili ist der erste. Was Sandili geschehen lassen will, wird geschehen. Ich bin von keiner Bedeutung in dieser Angelegenheit.“ Brownlee ärgerte sich an Makomas Undurchdringlichkeit und wurde ungeduldig und rief: „Nein, Makoma, nein. Ich kenne den Brauch. Denn ich bin nicht aufgewachsen unter dem Gaikavolke mit verstopften Ohren und verklebten Augen. Weil du der zweite bist, muß man dir zuhören in der Versammlung, wenn du redest über eine Sache des Volkes, und wenn du ermahnst, glaubet nicht diesem Betrüge, so werden viele nicht schlachten!“

Da antwortete Makoma nicht weiter, sondern sprach beharrlich von anderen Dingen, und Brownlee merkte: Makoma steht auf Krelis Seite. Er schätzte, es sei bei Krelis die größere Kraft. Dadurch, daß er sich Krelis Befehlen völlig dienstbar erzeigt, hofft er, das Übergewicht unter den Gaikas zu erlangen.

Sobald Makoma Döhnepost verlassen hatte und südostwärts geritten war nach Umhalas Gebiet hin, sandte Brownlee zu Sandili. Sandili gehorchte gleich und kam. Er trug ein sehr kleinlautes Wesen zur Schau, als er sich im Zimmer des Kommissars niederließ.

Brownlee fragte: „Sandili, erinnerst du dich an jene Zeit nach deines Vaters Gaika Tode, als du noch nicht ein Mann warst, und als dein Bruder Makoma für dich regierte, und als deine Mutter Gutu die Hand über dich hielt?“ Sandili machte ein erstauntes Gesicht. Er antwortete: „Ich erinnere mich. Warum sprichst du jetzt von der ganz alten Zeit?“ Brownlee sagte: „Sandili, die Zeit ist noch nicht sehr alt, ich habe etwas aufgeschrieben. Ich will es dir vorlesen.“ Der Kommissar nahm ein Blatt aus einer Mappe und las langsam und deutlich: „Als Sandili zwanzig Jahre alt war und beschnitten war und die Regierung eben übernommen hatte, versiel sein und Makomas Halbbruder Tyali einer schweren Krankheit. Makoma rief das Volk zu einem Ukugentsa Tanz auf, damit beim Tanze des Todes der an Tyalis Krankheit Schuldige entdeckt und gerichtet werde. Zu dem Tanze brachte er Umdankomo, den Fingo, mit, der als Hegenfinder einen großen Namen hatte. Den Tanz des Todes tanzten die ganz jungen Männer zum ersten Male aufrecht und steifbeinig und nicht gebückt wie bisher. Sie hatten die Sitte geändert aus Ehrfurcht vor Sandili, denn ein Bein

Sandilis war steif von klein auf, und er konnte nicht gebückt tanzen. Alles schien in Ordnung. Umdlankomo erklärte nach dem Tanze, die Geister hätten ihm die Schuld offenbart, durch einen Sack Zuckers sei Tyali die Krankheit angehegt worden. Er rief: „Sutu hat dem kranken Häuptling den Sack Zucker in King Williams Town geschenkt, Sutu ist die Schuldige.“ Sutu wurde sofort gefragt, was sie dagegen sagen könne. Sutu erwiderte, sie habe dem Kranken einen Sack Zucker in King Williams Town allerdings zum Geschenke gegeben, aber es sei mit der Gabe kein Zauber verbunden gewesen. Makoma hatte seine Anhänger gut verteilt, und die Masse gab zu erkennen, daß sie Sutus Schuld als erwiesen ansehe. Alle warteten gierig, was der Mutter des Oberhäuptlings für ihre Untat geschehen werde. Sandili sah noch aus wie ein Knabe, aber er befahl: „Sutu soll nicht berührt werden.“ Er ließ Sutu durch seinen Schwager Pato nach Hause geleiten und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß der Mutter Achtung gezeigt werde, wie es bisher immer geschehen sei. Vordem Sandili selbst nachfolgte, starb Tyali. Das war günstig für Makomas Ränkespiel, denn die Sache kam jetzt in aller Munde. Es wurde überall erzählt: „Sutu ist eine böse Zauberin. Sutu hat Tyali getötet. Es ist ein großes Verbrechen. Der Oberhäuptling Sandili, der gestern noch ein Kind war, erkennt ihre Sünde nicht. Sandili ist der Sünde teilhaftig. Hat er Sutu gehörig bestraft, hat er Sutu mit Schande zurückgeschickt in ihre Heimat, wo alle Männer und Frauen zauberkundig sind? Es ist nichts geschehen. Sutu wohnt auf dem großen Platze, und Sandili ist ihr freundlich und läßt sie die Schuld nicht entgelten.“ Durch dieses Gerede litt des jungen Sandili Ansehen viel Schaden, und Makoma behielt ein größeres Ansehen als ihm zukam.“

Brownlee legte das Papier hin. Sie warteten beide. Als Sandili meinte, daß er sprechen müsse, sagte er: „Dies Papier kann in die alte Zeit hineinsehen, wie ein Mann vom Berge hinunter in das Tal sieht.“ Und dann wiederholte er unruhig, fast in der Art einer zugleich gereizten und geängstigten weißen Frau: „Warum sprichst du jetzt von der ganz alten Zeit?“ Brownlee erwiderte: „Sandili, diese Zeit ist gewiß nicht alt. Aber wie ging es im letzten Kriege zu? Schob nicht beim Friedensschluß Makoma alle Schuld auf dich? Und hattest du nicht im Kriege Makomas Ratschlägen Gehör geschenkt?“ Er schwieg. Nach einigen Minuten begann er von neuem:

„Du sollst nicht antworten, Sandili, denn du und ich, wir wissen das-selbe. Du sollst nur auf der Hut sein vor Makoma, Sandili! Makoma gleicht Hili, dem Bösen im Wasser, der die Menschen durch Rufen und Lügen und Zerren hinnarrt zu den gefährlichen Löchern. Rettete Hili je einen, der in Not war? Was ist der hungrige Wunsch in Makomas Herzen? Wann du verloren bist, wird Makoma völlig Herr sein im Volke. Darum ist die neue Zeit die alte Zeit, und die alte Zeit die neue Zeit, und es gibt keinen Unterschied für dich.“

Eine Woche nach dieser Besprechung kam Sandili wieder nach Döhne geritten. Er trat ohne die Begleiter beim Kommissar ein. Er sagte: „Ich

will etwas erzählen, du kannst urteilen. Makoma hat zu mir gesandt. Makomas Botschaft lautet: Sandili, bist du der Häuptling oder bist du es nicht? Warum erlaubst du den Leuten, daß sie Krelis Befehl mißachten und das Vieh leben lassen? Warum Erinnerst du dich nicht, daß du der Häuptling bist, Sandili, und zwingst nicht die Leute, daß sie des Oberkönigs Befehl gehorchen? Warum, Sandili, läßt du Lyala und die anderen Ratsleute, die dem Befehle entgegenarbeiten, nicht töten?"

Brownlee nickte. Er sagte: „Ich danke dir, Sandili. Du hast also Makoma ganz erkannt. Denn, wenn ein Häuptling einen Mann erschlägt, ist er jetzt auch ein Mörder, und er muß selbst hingerichtet werden, und wenn du ein toter Mann bist, Sandili, bist du jenem nicht mehr im Wege.“

Sandili fragte: „Was rätst du?“ Brownlee stand auf und sah nachdenklich zum Fenster hinaus. Plötzlich drehte er sich um. „Es gibt einen einfachen Rat. Du, Sandili, kannst Makoma sagen lassen: Makoma, dein Sohn Kona und dein Schwager Solwana leben unsern Hütten. Sie haben beide sehr viele Kinder und haben noch kein einziges Tier geschlachtet. Wenn du die Meinung hast, Makoma, daß die Ungehorsamen getötet werden müssen, so bitte ich dich, jene beiden Männer zuerst umzubringen.“ Als Sandili den Rat hörte, lächelte er zum ersten Male in dieser Angelegenheit. Da merkte Brownlee, daß er Sandili vorläufig für sich gewonnen habe.

Brownlee ritt täglich im Gaikagebiete herum, um den Gerüchten, die von der Dolora gebracht wurden, entgegenzuarbeiten. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, an den Unterhaltungen der Reisenden und in den Kralen geduldig teilzunehmen. Er ermunterte jeden, alles herauszureden, was er gehört hatte, und wenn die farbigen Erzähler und Hörer am eifrigsten waren, rief er laut dazwischen: „Napakade, napakade, napakade“, das heißt: „Niemals, niemals, niemals wird es geschehen.“ Das wirkte an verschiedenen Orten wie kaltes Wasser, weil viele auflachten, und Lyala und der alte Soga und So mit seinem bissigen Wiße und der Häuptling Anta, die alle die große Not erkannten und sie zu verhindern suchten, hatten eine leichtere Aufgabe. Unter den Gaikas wurde Brownlee bald überall von den Gläubigen und Ungläubigen anstatt Chalis Napakade benannt.

So und andere beredeten die Leute, die ihr Korn aus den Erdlöchern nahmen, um es dem Befehle entsprechend zu vernichten, sie möchten es lieber an das Gouvernement und an Napakade verkaufen, was der Vernichtung gleichkäme, wie sie wohl erkennen mußten. Es ließen sich auch viele bereden, und neben Gewehren und Pulver und Blei, die in allen Forts wieder eingefahren wurden, um zu helfen, den Ansturm der Schwarzen aufzuhalten, wurde das Korn aufgespeichert, um den Ansturm des Hungers besiegen zu helfen, wenn er käme.

XV.

Candili hatte um diese Zeit keinen Ratgeber, dem er sein Ohr völlig lieh. Tyala und Soga ritten mit Brownlee und So durch das Land. Sie erschienen mit dem Kommissar. Zuweilen ließ Candili Tyala besonders rufen. Manchmal bestellte er auch Soga besonders. Er widersprach den Ratschlägen Tyalas und Sogas nicht, sondern sagte: „Es ist gut.“

Sobald Tyala oder Soga oder Brownlee fortgegangen waren, sandte die alte Cutu den Ratmann Baba zu ihrem Sohne. Dondas, Candilis Halbbruder, ging stets hin, um Baba zu helfen. Baba und Dondas hatten beide nicht viel zu verlieren. Sie meinten, dem Propheten müsse gehorcht werden. Sie redeten nicht langsam und ruhig wie Tyala redete, sondern hastig und eifrig und wild. Sie schwasteten, auch wenn sie nüchtern waren, wie Menschen schwasteten, die tüchtig Kaffernbier getrunken haben. Sie wußten, mit ihren hüpfenden und fliegenden und klirrenden Worten sehr viel von der Auferstehung zu erzählen. Candili hörte diesen Geschichten gern zu. Nach den Geschichten drangen sie stets in Candili, er möge sich der Stimme nicht verschließen. Sie beklagten sich bei Cutu, daß sie den Häuptling nicht zu beeinflussen vermöchten, obgleich er von ihnen so viel zu wissen verlange. Cutu wartete ihre Gelegenheiten ab, und dann sagte sie zu ihrem Sohne: „Für dich, Candili, ist freilich alles in Ordnung. Du hast deine Frauen, und du hast deine eigenen Kinder, die Mädchen und die Knaben. Ich aber, ich bin allein. Ich sehne mich nach Gaika, ich sehne mich nach dem toten Manne. Er wartet dort unter dem Wasser. Er will auferstehen. Du bist es, Candili, der ihn zurückhält. Dein Ungehorsam steht im Wege. Du mußt töten, Candili, und den Geistern gehorchen!“ Wenn sie sehr stark bat unter Weinen, und wenn Baba und Dondas sehr geschickt geredet hatten, schlachtete Candili immer einige Stück Vieh, aber er zwang niemand, das Gleiche zu tun.

Krelis Boten kamen ab und zu auf Candilis großem Platze an und brachten Nachrichten, wie es mit der Weissagung stehe, und wer von Toten erschienen sei. Kreli sandte die meisten Boten zu Makoma und Umhala, denn er wußte, daß Candili nicht mit seinem Herzen gewonnen war. Eines Tages überbrachten die Boten den Befehl des Propheten: Alles Vieh muß wirklich getötet werden, es darf nur eine Kuh und eine Ziege bei jedem leben bleiben. Candili erschrak, bisher war ihm noch nicht verkündet worden, daß der ganze Besitz völlig vertilgt werden müßte und darunter die Stammochsen.

In seinem Zweifel machte er sich von neuem auf nach Döhne. Brownlee riet: „Du sollst Kreli sagen lassen: Ich, Candili, habe einen Teil meiner Kinder geschlachtet. Ich glaube nicht, daß die Geister alle Kinder verlangen. Ich will jetzt zusehen und abwarten. Die Geister der Vorfäter reden gewiß nicht mit zweierlei Zungen, sie haben anfangs nicht alles Vieh verlangt, sondern einen Teil. Nachdem ich aber etwas getötet habe, werden mich die Geister gewiß nicht als einen Ungläubigen verderben.“

Brownlee rief weiter: „Sammle deine Herden, Sandili, und sage den Weibern, daß sie ihre Bündel herrichten, und ziehe heran in meine Nähe an den Kubusi mit deinen Frauen und deinen Kindern und mit deiner Habe. Du kannst von deinen Großleuten mitbringen, wen du willst. Es wird besser sein, wenn wir beide in solcher Art wohnen, daß wir einander oft besuchen können, denn der Hunger steht vor den Türen des Gaikalandes, und Krelis Boten vergaßen dir zu erzählen, daß die Menschen zu sterben beginnen jenseits des Keiflusses, weil sie keine Nahrung mehr haben. Und Krelis Boten sagten nicht, daß die Hungrigen Vieh zu stehlen beginnen und es mit Gewalt wegnehmen. Ich frage, warum sterben sie nicht lieber, wenn sie doch alsbald wieder auferstehen werden?“

Vielleicht erschrak Sandili noch mehr, oder er dachte, er müsse gehorchen, oder er wolle selbst bei Brownlee keinen Verdacht erregen. Er antwortete freundlich: „Ich werde kommen.“ Und schon in den nächsten Tagen erschienen die Frauen hintereinander mit den Bündeln auf dem Kopfe, und die jungen Burschen trieben die reiche Herde heran und brachten die Pferde und die Ziegen.

Als der Frühling sich dadurch ankündigte, daß die Kafferbäume an den kahlen Ästen vor dem Laube die großen roten Blüten leuchten ließen, die Schwärmen seltener Vögel gleichen im Busche, gab es eine neue Weissagung im Kaffernlande selbst. Die schwarzen Menschen waren überall so aufgeregt und erwartungsvoll, daß die Gerüchte nicht langsam durch das Land schlichen, wie die ersten Nachrichten von Umhlaikas Gesicht an der Dolora, sondern an einem Tage wußten alle farbigen Menschen zwischen Tyumie und Kei plötzlich von der neuen Erscheinung, und nur zu den weißen Menschen kam der Bericht zögernd und langsam.

Wenn jeder, was er gehört hatte, am Feuer erzählte, lautete die Geschichte: es ist ein Wasserloch am Mpongoflusse im Lande der Ndlaibes, dort, wo Umhala Häuptling ist. Die Tochter Kulwanas badete in dem Wasserloche. Nonkosi ist noch ein Kind. Nonkosi ist elf Jahre alt. Als Nonkosi spielte, stand ein Mann am Wasser. Es waren keine Schritte zu hören gewesen. Nonkosi erschrak sehr. Nonkosi lief fort. Sie kam wieder am anderen Tage, um das vergessene Schamvorhängelein zu holen. Der Mann war wieder da. Er sagte: „Ich bin Umlanjeni, der Verkündiger. Ich werde die Toten auferwecken. Du kannst dies den Häuptlingen berichten.“ Er sagte: „Ich habe großen Gefallen an deiner Freundin, die du jetzt mitgebracht hast, du bist blöde, du antwortest nicht.“ Er sagte später: „Jenes Mädchen, das mir wohlgefällt, wohnt nicht nahe genug, ich will mich weiter mit dir unterhalten.“ Er sagte: „Ich bin gekommen, das Land in Ordnung zu bringen.“ Er zeigte dem Mädchen fünf Kühe. Die Kühe wurden auch gemolken. Er sagte: „Diese Kühe sind durch mich auferweckt worden.“ Er zeigte dem Mädchen drei Krieger. Die Krieger hatten jeder eine Decke von Leopardenfellen um sich geschlagen. Sie waren deshalb

Häuptlinge. Umlanjeni sagte: „Es sind Ndlambe und Gaika und Hinja. Sie sind durch mich aufgeweckt worden. Du erkennst, Ndlambe ist ein kleiner Mann mit einem breiten Gesichte, Gaika hat eine helle Hautfarbe, Hinja hat den abgeschossenen Kopf angeklebt, und er geht noch immer nach vorne geneigt.“

Nankosi baute sich eine Laubhütte am Wasserloche. Sie kroch in die Hütte, wenn es regnete. Zuweilen kam Umlanjeni zu ihr in die Hütte und spielte mit ihr und schlief in der Hütte. Zuweilen kam auch Feuer aus dem Teiche und fraß die Hütte auf. Eines Tages wurde Nankosi von Umlanjeni in das Land hinabgeführt unter dem Wasser. Sie sah viele Kral voll von blöckenden Kindern und bägenden Schafen und meckernden Ziegen und grunzenden Schweinen. Die Hütten des Volkes unter dem Wasser waren ganz rund und glatt. Sie waren angefüllt mit Korn und Brot und Zucker. Das Bier stand fertig in großen Gefäßen. Der erste Kral, zu dem sie gelangten, war Umlanjenis Kral. Umlanjeni sagte: „Ich kann dir hier keine Kost geben. Meine Speise tötet die Leute vom oberen Lande, so lange sie nicht alles Vieh dort geschlachtet haben. Ein kleines Mädchen hat von meiner Speise gegessen, sie ist gestorben. Später, wenn die Leute vom oberen Lande alles Vieh dort geschlachtet haben, ist meine Kost sehr gut und schmackhaft für sie. Es ist sehr viel Kost hier vorhanden, vielmehr als Menschen essen können.“ Umlanjeni trug Nankosi zurück in die Höhe durch ein rundes Loch. Das Loch war oben mit Wasser zugedeckt. Nankosi fragte: „Warum fließt das Wasser nicht in das Loch hinein?“ Umlanjeni sagte: „Es ist kein Wasser, es ist nur eine Türe, die zum unteren Lande gehört. Die Türe ist von Zeug gemacht, das aussieht wie Wasser.“ Dennoch waren Nankosis Füße naß, als sie zum oberen Lande zurückkam.

Umhala, der Häuptling, besuchte Nankosi. Er brachte Kwitschi mit, den Sohn des Tschatschuis und den Mutterbruder Nankosis, damit er bei Nankosi bliebe am Teiche. Nankosi erzählte dem Häuptling Umhala, was sich ereignet hatte und was ihr Umlanjeni zu erzählen befohlen hatte. Sie sagte dem Häuptling: „Du mußt auch den schwarzen Stammochsen Ngokwe schlachten, es ist der Befehl.“ Umhala sagte zu Nankosi und zu Kwitschi: „Ihr sollt von diesen wunderbaren Dingen allen Leuten, die kommen, erzählen!“

Wer jetzt zum Wasserloche hingeht am Mpongoflusse, kann die Hörner der Ochsen aus dem Wasser herausragen sehen, sie sind ungeduldig, sie können noch nicht ganz auf das obere Land gelangen, weil die Menschen der Weisagung Umhala's nicht alle gehorchen. Man kann auch die Köpfe der Krieger über dem Wasser erkennen. Die Köpfe rufen: „Wir sind die Leute, die gestorben sind. Wir stehen auf.“ Man kann auch Korn und Halme auf dem Wasser schwimmen sehen. Man kann zuweilen lachen hören und böse Worte. Es ist nicht weit, es ist am Mpongoflusse im Lande der Ndlambes, wo Umhala Häuptling ist. Jeder kann dort hinwandern und kann dies selber sehen und hören.

Niemand von den Erzählern wußte, daß Umhala die Erscheinungen am Mpongoflusse selbst verursachte. Umhala glaubte an die Weissagung Umh-lakasas, aber es waren viele in seinem Volke, die hingen an ihrem Besitze. Umhala war sehr ärgerlich, daß die Menschen so langsam schlachteten, und daß sie ihr Vieh verbargen und die Auferstehung verzögerten. Er fühlte auch, daß seine Macht nicht mehr groß genug sei durch die Gegenwart der Weißen, und er dachte nach, was er tun könnte, um zu helfen. Umhala sah sich alle Männer an, die ihm begegneten. Einmal kam Kwitschi, der von Jugend auf ein rechter Narr war, in einer Streitsache vor ihn. Da erkannte Umhala, dies ist der Rechte. Er sprach allein mit Kwitschi. Kwitschi antwortete: „Inkosi, ich bin ein Ungläubiger“, und er lachte in seiner Narrheit. Umhala sagte: „Dies macht nichts, du hast keinen Besitz. Es dauert zu lange. Es sollen keine Engländer im Lande bleiben. Es ist das Land der schwarzen Leute.“ Er schickte Kwitschi an den Mpongofluß, und er gab ihm Hörner von geschlachteten Rindern, daß er sie im Wasser über den Kopf halte, und er gab ihm Körbe mit Korn und Stroh gefüllt, daß er sie über dem Wasser ausgieße, und er sagte ihm alles, was er tun mußte. Kwitschi gehorchte. Umhala ging selber heimlich an den Fluß, um zu überwachen, daß alles richtig geschähe. Er hieß den Narren die Hütte Nonkosis anzünden in der Abwesenheit des Mädchens, und er hieß den Narren im Schilf stehen und brüllen, und er hieß den Narren tauchen und den Kopf zeigen und rufen, er wäre einer von den Auferstandenen.

Wenn Umhala nicht gegenwärtig war, und wenn niemand sonst da war oder nur fremde Menschen staunend und furchtsam in der Ferne standen, konnte sich der Narr des Lachens nicht erwehren. Er tauchte tief unter und streckte plötzlich mitten im Teiche den Kopf heraus und schnitt Gesichtser nach allen Seiten und lachte ganz hoch, daß es weithin gellte. Dazwischen rief er: „Die schwarzen Menschen sind wahrhaftig dumm, sie werden ganz betrogen.“ Die Leute in der Ferne verstanden den Sinn der Worte nicht. Sie glaubten, dies sei ein Teil des Wunders.

Daß Umhala den Stammochsen Inzokwe töten müsse, hatte Kwitschi auch in seiner Narrheit angegeben. Jedermann wußte, daß dieses Tier dem Häuptling besonders lieb war. Umhala behauptete, es habe seit der Weissagung Umhlakasas die menschliche Sprache gelernt und gehöre deshalb nicht zu den Rindern. (Schluß folgt.)

Literarische Rundschau

Neue deutsche Biographie

Als Rüstzeug der Vorkriegszeit war die große „Allgemeine deutsche Biographie“, die in mehr als fünfzig Bänden eine umfassende und gründliche Zusammenstellung deutscher Leistung in ihren großen Gestalten gab, für jeden Wissenschaftler wie Schriftsteller unentbehrlich. Sie wird als Material ihren Wert behalten, für die heutige Zeit aber ist sie ihrer ganzen Anlage nach nicht mehr geeignet. Schon aus diesem Gesichtspunkt heraus ist es zu begrüßen, wenn der Propyläen-Verlag (Berlin) unter seiner neuen, klugen und umsichtigen Leitung hier einen unseren Tagen und ihren Forderungen entsprechenden Ersatz geschaffen hat. Unter dem Titel „Die großen Deutschen“ wird von Professor Willy Andreas, dem Historiker, und Wilhelm von Scholz, dem Dichter, gemeinsam eine neue deutsche Biographie in vier Bänden herausgegeben, von der die ersten beiden Bände vorliegen (Subskriptionspreis bis zum Erscheinen des vierten Bandes 50 RM.). Wurden früher zu der alten deutschen Biographie erprobte Gelehrte von Rang herangezogen, so ist der Kreis der Mitarbeiter jetzt anders angelegt, getrennt dem Doppelfacet der Herausgeber. Das ist zweifellos dem Werke und seiner Bedeutung für die heutige Zeit zugute gekommen. Mag sich auch mancher Zwiespalt und Widerspruch erheben, weil eigenwillige Köpfe und gewisse „Outsider“-Autoren in ganz anderer Konzeption als der zünftigen ein Weltbild voll Widerspruch gezeichnet haben. Das Leben ist eben widerspruchsvoll, und so dürfte dieser neue Stil der eigentlichen Aufgabe näher kommen, als man es mit dem Rüstzeug früherer Zeiten erreichen konnte. Selbstverständlich wird die Auswahl der deutschen Persönlichkeiten lebhaft diskutiert werden. Wir werden manche vermissen und die Aufnahme

anderer für überflüssig halten. Aber das wird an dem Wert dieses großen Planes nichts ändern. Die Gesichtspunkte, nach denen die Auswahl geschah, waren: wer hat das Reich aufgebaut, verteidigt und erneuert? Wer hat uns die Güter und Kräfte der Erde nutzbar gemacht? Wer waren die großen Männer der deutschen Wissenschaft, der deutschen Musik und der deutschen Kunst? In den beiden ersten Bänden liegen nahezu achtzig Lebensbeschreibungen vor von ungefähr sechzig Mitarbeitern. Die rein politischen Erscheinungen sind mehr in den Hintergrund getreten, wenn auch, mit Arminius beginnend, die großen Gestalten deutscher Geschichte vertreten sind. Freilich nicht jeder Fürst schlechtthin, sondern nur die, die wirklich mehr als nur Fürsten waren und entscheidend die Entwicklung des deutschen Volkes bestimmten. Das letzte Wort wird erst gesagt werden können, wenn alle vier Bände vorliegen. Wir stehen aber nicht an, nach der gemachten Probe der ersten beiden Bände, dieses große Werk dringend zu empfehlen. D. R.

Dichtung im doppelten Kampf?

„Bilde, Künstler, rede nicht“, lautet eine abgegriffene, aber deswegen noch nicht unwahr gewordene Mahnung, die gerade in Zeitaläusen wiederholt werden muß, welche die Debattier- und Polemischerlust in jeder Seele zu einer kaum mehr einzudämmenden Begierde anschwellen lassen. Mit anderen Worten ausgedrückt: wenn die Dinge am fragwürdigsten gestaltet werden, wenn Widersinniges geschieht oder geredet wird, dann liegt die fruchtbare Tat nicht so sehr im Widerlegen, im Besserwissen, sondern allein im Bessermachen, in unbekümmertem Schaffen. Es wird heute oft von einer Krise der Kunst gesprochen. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch nur um eine Krise der Kunsttheorien, um einen Streit aller

derer, die feststellen wollen, was Kunst eigentlich sei, bzw. sein solle; welche Tendenzen sie vertreten oder nicht vertreten solle. Man begibt sich nun auf die gleiche, unfruchtbare Ebene, wenn man umgekehrt das Tendenziöse des Kunstschaffens bekämpft und emphatisch für die Freiheit des Künstlers eintritt. Wirkliche Kunst, insbesondere wirkliche Dichtung geht frei einher, gleichgültig, ob ihr diese Freiheit durch Kunsttheorien zugestanden oder abgesprochen wird. Sie hat den theoretischen Unterbau für ihr Leben nicht nötig. Damit soll nicht für die Überflüssigkeit alles Theoretisierens auf dem Gebiete der Kunst eingetreten, sondern nur einer Verwechslung vorgebeugt werden, als ob beim Nachlassen der auf uns allen liegenden Bindungen nun etwa gleich ein Frühling geistigen Schaffens ausbrechen könnte.

Der Essayist und Dichter Bruno Goetz hat ein Schriftchen unter dem Titel „Deutsche Dichtung. Ursprung und Sendung“ (Vita Nova Verlag, Luzern. 99 S., 2,60 RM.) herausgegeben, das etwas unter diesem unrichtigen Gesichtspunkt leidet, obwohl es mit großem Ernst und mit nicht geringem stilistischem Können ausgearbeitet ist. Goetz stellt die heutige Dichtung in einen doppelten Kampf, den gegen den privatisierenden „l'art pour l'art“= Standpunkt einerseits und den gegen den bloßen volksdienlichen Standpunkt andererseits. Er hat eine beiderseits höhere und damit wohl die richtigere Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Dichtung, insbesondere des deutschen dichterischen Genies. Nur steht nicht der Dichter selber in diesem Kampfe, sondern nur der Kunsttheoretiker, welcher dem Dichter seine Stellung im Reiche des Geistes anweist oder, richtiger gesagt, nur bestärkt. Sieht man von dieser Einschränkung ab, so bietet die Goetz'sche Schrift in ihrer adligen Sprachprägung, ihrem fühlbaren Ergriffensein von den Erlebnissen hoher Dichtung einen sehr lauterer geistigen Trunk. Es finden sich neben den allgemeinen Gedankengängen seine Bemerkungen zu Goethe und Hölderlin, Stifter, Jean Paul, Stehr, Thomas Mann, George und Rilke.

Bruno Goetz kämpft auf der richtigen Linie, ihm fehlt vielleicht nur die Stärke, dort eigentlich produktiv zu werden.

Günther.

Romane

Es ist ein außerordentlicher Gewinn, wenn man an die Spitze eines Berichts über viele neue Romane gleich fünf starke Bücher stellen kann, denen sich noch eine Meisternovelle beigesellt. Werner Bergengruen hat in seinem neuen Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) ein Meisterbuch geschaffen. Der Beherrscher einer italienischen Stadt der Renaissance mußte, um sein Werk zu retten, mit eigener Hand einen seiner geheimen Agenten töten. Er gibt seinem Polizeigewaltigen unter knapper Fristsetzung den Befehl, mit Einsatz des eigenen Kopfes den Täter zu ermitteln. Und nun beginnt eine Geschichte menschlicher Versuchungen und menschlicher Niederlagen, in die der Gewaltherrscher selber hineingezogen wird, ohne sie siegreich zu bestehen. Bergengruen, dessen Erzählkunst hier vollendet ist, versteht nicht nur, das Atmosphärische der Zeit und der Landschaft bis die letzte Vollendung lastend und befreiend werden zu lassen, sondern ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens und Wahns, seines hohen Flugs und seiner Grenzen, kurz der ganzen menschlichen Gebrechlichkeit hat hier ein Buch geschaffen, das große und gewichtige Ansprüche an den menschlichen Geist stellt. In strenger und meisterhafter Stilisierung, bei der doch jeder Einzelne seinen Eigenton behält, werden hier menschliche Dinge mit Weisheit in erbarmungsloser Überlegenheit und doch in letzter Güte abgehandelt. Das alles wird getragen von einer bewegten, von Tiefe zu Höhe kurbenden Handlung und mit kluger Ökonomie aller erzählerischen und darstellerischen Mittel. — Erzählen kann auch Erik Reger. Sein neuer, sehr breitschultriger Roman „Napoleon und der Schmelztiegel“ (Berlin, Ernst Rowohlt) schildert die Zeitenwende im rheinisch-westfälischen Revier, die durch die politische und die neue soziale

Entwicklung das bergische Land umformte zum großen Industriegebiet. Keger kann eine Fülle von Menschen auf die Bühne stellen, deren sich verschlingende und wiederentrennende Lebenspfade er ohne Verwirrung ablaufen läßt. Hier steht neben dem Aoligen, der aus der Reihe seiner Standesgenossen tanzt, um Industrieberr zu werden, angeregt durch Novalis' Schriften, der skrupellose großbürgerliche Geschäftsmann, der nur Geld machen will, neben dem Patrioten, der für sein deutsches Herz und Empfinden Blut, Ehre und Vermögen einsetzt, der Abenteuer im Großen. Aber dieses gewaltige Zeitgeschehen bleibt eingebettet in die kleinen und großen Menschlichkeiten, und ein gut Teil dieser Männer wird durch Frauen verschiedenster Grade weidlich durcheinander gebracht. Es sind Szenen in diesem Buche, die von geradezu grandiosen und grotesken, ja fast erschreckendem Humor sind, so daß man manchmal fürchtet, der Wagen des Erzählers müsse an solch einem Stein der Vorliebe für ausgefallene Menschlichkeiten zerschellen. Aber Kegers stark gewachsene Erzählkunst biegt immer wieder mit Eleganz in die breite Fahrstraße ein. Hier ist ein Zeitgemälde entstanden, geschaffen von einem reifen Kenner, und zu gleicher Zeit ein blendend erzählter Roman. — In stillere, besinnlichere und tiefere menschliche Schichten führt der Roman von Anton Dörfler, „Der tausendjährige Krug“ (Jena, Eugen Diederichs). Anton Dörfler, verwundeter Teilnehmer des Weltkrieges, ließ in sich reifen, was nicht gemacht werden, sondern nur wachsen kann. Er gibt die Geschichte einer alten Handwerkerfamilie, im Ringen des Töpfermeisters Heffner mit seinen Söhnen. Anton Dörfler, ein Mainfranke, weiß um die letzten Dinge, um Gnade und Glück jedes echten Handwerks und weiß, daß auch im Leben nur der in fruchtbares Erdreich die Wurzeln seiner Seele und seiner Kraft strecken darf, der ein letztes Geheimnis in Achtung und Ehrfurcht trägt. Hier ist der alte tausendjährige Aschenkug das Symbol. Im Kampf um das Begreifen seines letzten Sinnes vollzieht sich das Ringen

des Vaters mit seinen drei Söhnen, in deren Blut ein unruhiges Erbeil von der Mutter her revoltiert gegen den Vater mit seinen Geheimnissen und seinem Zwang zum Symbol. Es ist Größe darin, wie der alte Mann das Haus, das als äußere Hülle all die Geheimnisse birgt, in den Dienst seines Strebens zu stellen weiß, die entflohenen Söhne wieder heranzuziehen und ihnen den Sinn ihres Lebens und des Gesetzes, nach dem sie angetreten, zu deuten, wie er jeden Raum und jede Öffnung des Hauses durch innere magische Gewalt zu einem Saugrohr zu machen weiß, das die Widerstrebenden unausweichlich anzieht, wie er auch jeden Menschen zum Organ dieses Ansaugens zu machen weiß und wie bei mancher Absonderlichkeit doch tiefste menschliche Weisheit und Notwendigkeit zum Auswirken gelangen. Eine Gestalt wie diesen Töpfermeister und seinen getreuen Nachbarn, den alten Schneider, hat lange kein deutscher Dichter mehr hinstellen vermocht. Es zeugt für den richtigen Instinkt der Wilhelm-Raabe-Gesellschaft, daß Anton Dörfler ihren Preis erhielt.

Da hat Heinrich Wolfgang Seidel, unsern Lesern wohlvertraut, einen Roman aus der Zeit nach dem Kriege geschrieben „Grüßemann“ (Berlin, G. Grote). Durch schicksalhaft bedingte Bemühung gerät ein junger Student, der am Verhungern ist, in das Haus eines alten Sonderlings, eben des Herrn Grüßemann, der alle Sehnsucht seines kleinen Lebens, das von der kraftvollen Natur des eigenen Vaters überschattet wurde, alle Liebe zum Höheren, wie er es versteht, alles Bedürfnis nach Wärme steigert in das eine Gefühl für diesen jungen Menschen aus einer für Grüßemann fremden und höheren Welt, mit dem einzigen Ziel, in ihm Zuneigung und so etwas wie Sohnesliebe zu erwecken. Aber hier sind zwei Lebenskreise aneinander geraten, die kaum im Äußeren sich berühren können und nicht zur Deckung miteinander zu bringen sind. So endet der Versuch für Grüßemann in Einsamkeit und Trauer, und sein Leben erlischt, grade als der junge Mensch durch ein Mädchen ihm wieder zugeführt wird.

H. W. Seidel weiß um die schmerzlichen Hintergründe alles menschlichen Seins, und so umwittert das Leben und das Ende des guten Kleinbürgers Grisemann eine wehmütige Tragik, trotzdem ihm die Fallhöhe fehlt, und das ist um so schmerzlicher, als hier das Leben selber schafft und um Lösungen, die nach den Gesetzen der Einzelnen nicht möglich sind, sich gar nicht bemüht. Das Wissen und das Hintergründige und die seine, etwas ironische Liebe zu Sonderlingen, denen der Durchstoß zum eigentlichen Leben versagt bleiben muß, erheben den Roman des Dichters Seidel in die unmittelbare Nähe von Charles Dickens. — Der Verlag Grote, der auf eine ehrenvolle und anständige Arbeit von 150 Jahren am deutschen Schrifttum zurückgehen kann, und in dem gerade in den letzten Jahren immer mehr von den wesenhaften deutschen Dichtern und Dichterinnen eine Heimat fanden, hat mit einem neuen Autor einen besonders guten Fund getan: Rudolf Wulfertange „Schrappenpüster“. Hier bricht eine ursprüngliche Gabe durch, die so fern von aller Literatur ist wie das Leben selbst. Hier erzählt ein Mann, weil sein Herz reif wurde und sein Leben ihm Erkenntnis um die wirklichen Zusammenhänge vermittelte. Es kann sein, daß das Dorf Schnorkeloh grade wegen seinem Abstand zu aller Literatur in der Geschichte der deutschen Dichtung einen guten Platz sich erobert. Diese westfälischen Bauern, Männer und Frauen, Jungens und Mädels, stehen fest und sicher mit ihren Beinen auf ihrer westfälischen Erde. Sie sind mit scharfem Auge und doch mit gütvoller Liebe gesehen, und jeder Einzelne von ihnen hat seinen klaren Umriß. Man wird warm mit ihm und folgt gerne dem Lebensgang des prächtigen Bengels mit dem Aternamen Schrappenpüster durch alle seine Streiche, seine Freuden und Nöte, bis er im Schmerz der unklaren Zwischenjahre die Reise zum Manne erwirbt. Man ist gerne zu Gast bei den Menschen, die verständnisvoll dem kleinen Schrappenpüster an leichtem Bande im Vertrauen auf die eigene Art führen, und man wird gerne von Schrappenpüsters Schöpfer noch mehr und Neues hören.

Zu diesen fünf Romanen kommt eine Novelle von ganz hohem Rang. Kurt Kluge läßt seinen beiden Romanen „Der Glockengießer Christoph Mahr“ und „Die silberne Windfahne“ eine Novelle nachfolgen „Die gefälschte Göttin“ (Stuttgart, J. Engelhorn). Ein junger deutscher Archäologe gerät auf der Suche nach der Statue einer griechischen Göttin in das Milieu griechisch-levantinischer Meisterfälscher, zieht selig mit der von ihm für echt gehaltenen Statue ab nach vielen Fährnissen, die ihn fast an den Rand des Irrefseins brachten, um dann entdecken zu müssen, daß der Kopf nach einem Abguß von dem Kopfe einer göttinhaft schönen jungen Griechin genommen ist, die er trotz schneller Entflammung in seiner Besessenheit nach der Göttin über ihr vergaß. Solche Inhaltsangabe vermag auch nicht im geringsten anzudeuten, was Kurt Kluge uns in seiner Novelle beschert hat, denn über und hinter der ungewöhnlich amüsanten Handlung, die erzählt ist, wie nur sehr wenige unserer deutschen Dichter erzählen können, steht ein von innen strahlender, überlegener Humor, der aus dem Herzen kommt und drum von einem Reichtum des Gefühls und einer lächelnden Wehmüt über die Torheit der Menschenherzen und des menschlichen Getriebes durchseelt ist, und ein Wissen, wie dünn die Schicht ist, die die Sicherheit der menschlichen Existenz schützt. Das ist ein Büchlein, das weiterzuspähen eine reine Freude bedeutet. D. R.

Literaturgeschichte und Dichtung

Auf knappen 136 Seiten bringt die Deutsche Literaturgeschichte von Ludwig Erich Schmitt und Ernst Lehmann (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1,80 RM.) in großen Zügen das Wesentliche deutscher Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der leitende Gedanke ist, als Hausgötter die Werke deutscher Dichtung, die ewig lebendig bleiben, in das deutsche Geistesleben einzugliedern. Den ersten Teil, die Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Reformation, schrieb

L. E. Schmidt, den zweiten vom Barock bis zur Gegenwart Ernst Lehmann.

Eine von allen Kennern der deutschen Literatur empfundene Lücke füllen die von Rudolf K. Goldschmit herausgegebenen Lichtenbergs Werke in einem Bande aus (Stuttgart, W. Hädecke). Diese Auswahl umfaßt im Wesentlichen alles das, was dieser souveräne Geist, einer der schärfsten und wisigsten Köpfe des deutschen Geistesleben aus allen Zeiten uns an Lebendigem zu geben hat. Sie fußt auf der Gesamtausgabe von 1844–1853 und den Arbeiten von Albert Leishmann, der Lichtenberg Nachlaß sichtet. Sie gibt neben den wesentlichen Werken von Lichtenberg die Aphorismen und die Selbstbiographie vollständig und berücksichtigt dabei in dankenswerter Weise auch seine Briefe. In der Reihenfolge schließt der Herausgeber sich an die Herausgabe von 1844 an. Ein Facsimile von Lichtenbergs Brief an Goethe ist beigegeben. Eine knappe Würdigung von Lichtenbergs Leben und Werk durch Goldschmit schließt den Band.

Dem Musterbauern Kleinjogg, den Goethe „eines der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind“, nennt, gilt ein Büchlein von Fritz Ernst (Berlin, Atlantis-Verlag). Ernst gibt zunächst eine Einleitung, in der er das so ungewöhnlich reiche und lebendige geistige Leben Zürichs im 18. Jahrhundert schildert. Auf diesem Hintergrunde läßt er den Biographen Kleinjoggs Hans Kaspar Hirzel, den Sprößling einer der angesehensten Schweizer Familien, entstehen. Dann folgt Hirzels Schrift über Kleinjogg „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern“, dann Urteile der Zeitgenossen wie Lavater, J. N. Frey, des älteren Mirabeau, Rousseaus, Prinz Ernst Ludwigs von Würtemberg, Goethes, Quirinis, Wilhelm Heines und Hans Kaspar Hirzels d. J. Quellenachweise und Anmerkungen zu den zahlreichen Bildern schließen das Buch ab. Es lohnt sich schon, diese einzigartige Persönlichkeit, deren Bildnis einen prachtvollen Bauernkopf zeigt, wieder in die Erinnerung zu rufen. Denn Klein-

jogg war wirklich ein Musterbauer, ein gebildeter — aber kein lateinischer — Bauer, der offenen Geistes die Bildungsgrundlagen seiner Zeit beherrschte, ein denkender Kopf war, aber alles, was sein Geist ihm gab, auch die Erkenntnisse der Chemie, fruchtbar werden ließ in seinem eigensten Lebenskreise des Bauern.

Im gleichen Verlage erschien ein inhaltlich wie in der Ausstattung ungewöhnlich reizvolles Buch „Schweizer Biedermeier“, in dem Eduard Korrodi mit einer launigen Einführung ausgewählte Geschichten von David Hess und Rodolphe Zoepffer herausgibt. Hier erstet in prächtiger Lebendigkeit das gemütliche, fröhliche und so wunderbar gesicherte Biedermeier von Zürich und Genf. Eine Fülle von Zeichnungen, die von entzückender Laune zeugen, darunter eine Reihe von unveröffentlichten, sind beigegeben. Die Zeichner sind Martin Alster, David Hess, Salomon Landolt, Rodolphe Zoepffer und andere.

Eine gründliche Untersuchung gibt Paul Böckmann mit „Hölderlin und seine Götter“ (München, C. M. Beck). Er geht aus von der Tatsache, daß gerade der Kriegsgeneration Hölderlin mehr gegeben hat als mancher vorausgegangen und daß Hölderlin in der gegenwärtigen Zeit auch bei den Jungen eine überragende Stellung einnimmt. Böckmanns Untersuchung kreist um den Begriff der „Götter“ bei Hölderlin, und er stößt tief hinein in das Problem der mythisch-hymnischen Verherrlichung der Götter bei Hölderlin. Von hier aus gelangt es ihm, die innere Entwicklung Hölderlins zu deuten und sein Werk bis in die schwierige Epäthrik verständlich zu machen. Das Buch ist konsequent nach diesen Gesichtspunkten ausgerichtet und erschließt in vielem den Zugang zum Verständnis für Hölderlins Bedeutung in unserer Zeit.

✱

Ein neuer Band aus Paul Ernsts Werken ist unter dem Titel „Ein Credo“ erschienen (München, Langen/Müller, 8,50 RM.). Dieser letzte Band der

theoretischen Schriften bringt eine Reihe autobiographischer Aufsätze, dazu kommen sehr bedeutsame, bisher nicht veröffentlichte Arbeiten. Der Herausgeber, R. A. Kufmann, hat aus der Erstausgabe von 1912 zehn Aufsätze beibehalten, die fortgelassenen durch 32 neue, zum Teil unbekannte ersetzt. Auch aus diesem Bande gewinnt man wiederum ein eindrucksvolles Bild der Persönlichkeit von Paul Ernst, und schon der Erscheinungstermin mancher Aufsätze bestätigt Paul Ernsts Bedeutung: er rang zu einer Zeit mit der ganzen ihm eigenen Sittlichkeit und seinem tiefen Lebensernst um Probleme, die seine Mitwelt nicht einmal sah. — Von ganz anderer Art und doch in der tiefen Sittlichkeit der Grundhaltung verbunden ist das Buch des steirischen Arztes und Dichters Hans Klopfer „Aus dem Bilderbuch meines Lebens“ (Graz, Alpenland-Buchhandlung). Er schildert die Heimat seiner Familie in Schwaben, seine Kinder- und Schuljahre, gibt ein warmherziges Bild von Vater und Mutter, erzählt von seinem Werden und Erleben auf der Universität und seiner Tätigkeit im Beruf. Ursprünglich sollten dies nur Aufzeichnungen für seine Kinder sein, aber seine Freunde hatten recht, ihn zur Veröffentlichung zu bewegen. Es ist ein sauberes, vom Dienst am Nächsten und Liebe zum Nächsten getragenes, arbeitsames und darum schönes, in sich geschlossenes Leben. Und wenn er in seiner Bescheidenheit das Gute, was er zu berichten hat, auf die vielen guten Menschen abwälzen möchte, die ihm im Leben begegneten, so übersteht er dabei, wie stark die Anziehungskraft einer solchen Persönlichkeit wie der seinen eben auf andere wertvolle Menschen ist. Es ist gut, zu wissen, daß in Österreich solche Männer wie Hans Klopfer leben und dichten und daß sie das Ohr ihrer Landsleute haben. D. R.

Militärisches

Das Starren der Welt in Waffen mußte notwendigerweise seinen Niederschlag im Buche finden und hat eine Fülle von Büchern hervorgerufen, die sowohl die

geistigen und psychologischen Grundlagen wie die tatsächlichen Gegebenheiten berücksichtigen. Es darf festgestellt werden, daß hier, wohl im Zwange des Gegenstandes, überall eine erfreuliche Sachlichkeit vorherrscht und daß eine Fülle von wertvollen Büchern erschien. Da schreibt Hauptmann Hugo Wiest ein knappes Buch über die neue Organisation der Wehrmacht „Heer, Kriegsmarine, Luftwaffe“ (Oldenburg, G. Stalling. 1,50 RM.). Hier werden alle die Fragen beantwortet, die der Neuaufbau unserer Wehrmacht aufgeworfen hat: die Gliederung und die Standorte, die Frage der Dienstpflicht, der Freiwilligen, der Befehlsgewalt für die drei großen Pfeiler unserer Wehrmacht. — Ein Bildbuch vom neuen Heer schrieb Maj Burchardt „Soldaten“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) mit ausgezeichneten Bildern aus dem täglichen Leben, dem Dienst und den großen Übungen unserer Soldaten im Verbande. Jede einzelne Abteilung der Wehrmacht ist in ihrer Bedeutung gewürdigt. — Gleichfalls mit vielen Bildern schildert Wulf Bley in seinem Buche „Moderne Heere — Moderne Waffen“ (Berlin, R. Hobbing. 4,80 RM.) die Welt in Waffen. Nach Darlegung der Grundlagen werden allen Waffengattungen bis zum chemischen Kriege hin gründliche Abschnitte gewidmet, so daß man ein authentisches Bild vom furchtbaren Ernst der Gegenwart erhält. — Eine verdienstvolle Arbeit ist das Buch „Deutsche Heeresgeschichte“ von Karl Linnebach (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 8,— RM.), das einen Plan des unvergessenen Oberst von Dercken in bester Form verwirklicht. Von vielen Mitarbeitern wird hier die Entwicklung der deutschen Wehrmacht vom germanischen Heere bis zum heutigen Reichsheer, das Oberst Marks schildert, dargestellt, ein Handbuch germanisch-deutscher Wehrkraft, das das notwendige Wissen um die Grundlagen und die Geschichte deutscher Wehrhaftigkeit vermittelt.

Auf die philosophische Ebene werden diese Fragen von W. M. Schering gehoben in dem Buche „Die Kriegs-

philosophie von Clausewitz (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), das eine scharfsinnige Untersuchung über den streng systematischen Aufbau der für alle Zeiten grundlegenden Anschauungen von Clausewitz gibt.

Auf der gleichen hohen Ebene bewegt sich das Buch des Generalleutnants Horst von Melsch „Schlummernde Wehrkräfte“ (Oldenburg, Gerhard Stalling, 4,50 RM.). Mit klarer Logik gibt der bekannte Militärschriftsteller ein Bild der soldatischen Problematik unserer ganzen Zeit in einer sehr persönlichen und fesselnden Art. Er geht davon aus, daß die Höhepunkte deutscher Geschichte stets soldatischer Art gewesen sind, und zieht daraus die Folgerungen. Das Buch ist ein rückhaltloses Bekenntnis zum Dritten Reich. — Von besonderer Bedeutung ist das Buch des Oberst Vauthier „Die Kriegslehre des General Douhet“, zu dem Marschall Pétain das Vorwort schrieb. Zur deutschen Übersetzung schrieb Oberstleutnant Freiherr von Bülow ein Geleitwort (Berlin, Rowohlt). Bekanntlich hat der italienische General Douhet vor 10 Jahren seine neue Theorie über den Einsatz der Luftwaffe zur Erzwingung der Entscheidung durch Vernichtung des Gegners im Kriege geschrieben und eine fast erbittert zu nennende Diskussion in den Fachkreisen hervorgerufen. Der Franzose Vauthier gibt nach einer Darstellung der Persönlichkeit Douhets eine ausführliche Darstellung seiner Lehre, schildert den Kampf um seine Theorie und gibt eigene Ansichten in kritischen Betrachtungen zu der Theorie und dem Streit um sie. Das Buch geht nicht nur dem Soldaten, sondern uns alle an.

Zum Schluß verdienen noch zwei Kriegsbücher Erwähnung: Karl Raif „Kämpfe im Busch“ (Berlin, Ullstein, 2,85 RM.), in dem mit Temperament und großem Ernst die Erlebnisse des Verfassers im Kampfe um Deutsch-Südwest geschildert werden, die für ihn wie für so viele tapfere Kameraden nach beispiellosen Leistungen im englischen Gefangenenerlager endete. Das Buch ist ein hohes Lied einer unter schwersten Bedingungen wundervoll bewährten Kameradschaft.

23 Aufnahmen und eine Karte sind beigegeben. — In dem Buche „Rückzug vom Balkan“ (Großschönau, E. Kaiser) schildert Leutnant Lerch die Kriegshandlungen in dem damaligen Schicksalsraume Europas. Trotz aller soldatischen Knappheit kommt der Zauber der fremdartigen Landschaft und ihrer Menschen zu lebendiger Darstellung. Erschütternd zu lesen die Tragödie vom Ende der österreichisch-ungarischen Armee. D. R.

Länder und Landschaften in Bildern und Karten

Martin Hürlimann ist in seinem neuen Werke schlechtthin ein Meisterstück gelungen. Er gibt einen Orbis Terrarum in einem Bande heraus unter dem Titel „Der Erdkreis“ (Berlin, Atlantis-Verlag). Das ist eine Krönung der bisherigen Arbeit, die in Einzelbänden die Länder der Erde in charakteristischen Bildern erfaßte. Aber hier ist mehr. In vierhundert ungewöhnlich geschickt aufgenommenen Bildern wird die ganze Erde in ihren Ländern erfaßt, und die innere Dynamik dieses gewaltigen Bildes teilt sich mit fast magischer Kraft dem Leser und Beschauer mit. In unendlich mühsamer und sorgfältiger Arbeit hat Hürlimann mit dem ihm eignen Geschick aus einer unendlichen Masse von Aufnahmen aus nahen und fernen Ländern die charakteristischsten und zu gleicher Zeit die schönsten ausgewählt. Landschaft, Baukunst und Volksleben kommen in gleicher Weise in ihrer unlöslichen Verflechtung zur Geltung, und Hürlimann versteht es, die große Konzeption, auf der seine ganze Arbeit beruht, dem Leser mitzuteilen. Nach der Einleitung beginnt die Bilderreihe mit Europa und setzt ihren Weg über Westindien, Afrika, Ostasien, Australien und die Südsee bis Amerika fort. Dann folgen Karten, die in ganz neuer Form ein Teilbild vermitteln. Ein Verzeichnis der photographierenden Mitarbeiter und ein Namensregister machen den Band leicht benutzbar. Es will uns bedünken, als ob kein Wort zum Preise dieser Sammlung zu hoch gegriffen werden könnte.

In Karten wird die Welt erfasst in dem neuen Kartenwerk des Bibliographischen Instituts (Leipzig) „Meyers Haus-Atlas“, enthaltend 170 Haupt- und Nebenkarten, ein alphabetisches Namenverzeichnis, 51 Textkarten und einer gleichfalls von einheitlicher Konzeption getragenen Einleitung von Edgar Lehmann. Das Besondere dieses Kartenwerkes ist darin zu sehen, daß eine Fülle von Sonderkarten, die die Reisegebiete Mitteleuropas in großen Maßstäben darstellen, neben die Karten aller Länder und Erdteile gesetzt ist. Das deutsche Mittelgebirge, Schwarzwald, Bodensee und Schwäbische Alb, die norddeutschen Seebäder, die Lüneburger Heide und Ostpreußen, das Alpengebiet werden durch diese Sonderkarten der praktischen Verwendbarkeit in ungeahnter Weise nahe gebracht. Dieser Atlas will nicht Schulwissen vermitteln, sondern dem deutschen Hause die Möglichkeit geben, Reisen ins Blaue zu planen und sachkundig vorzubereiten.

Die Geschichte der Reichshauptstadt „Berlin und das Reich“ schrieb Mario Krammer (Berlin, Ullstein, 218 Seiten, 5,80 RM.), mit 29 Textzeichnungen von Georg Fritsch und 78 Tafelbildern. Mario Krammer behandelt Berlin als Persönlichkeit und erklärt aus der Geschichte und den Menschen, wie diese Stadt entstand, warum gerade sie in den 700 Jahren ihrer Geschichte die Hauptstadt des Reiches werden mußte. Hier war der Wille beheimatet, den Drang nach Osten mit der gleichen Energie vorzutragen, wie die Staufer nach Süden strebten. Hier ist nicht nur die politische und bauliche Entwicklung, das kulturelle und wirtschaftliche Werden gezeigt, sondern die Sonderart der Atmosphäre um Berlin wird lebendige Darstellung.

Einer einzelnen deutschen Landschaft „Ostpreußen“ ist ein anderes Buch des Atlantis-Verlages (Berlin) gewidmet in Berichten und Bildern von Martin Bormann mit zahlreichen Abbildungen und 67 Kunstdrucktafeln (3,75 RM.). Der Band steht auf der gleichen Höhe der anderen Heimatbücher des Verlages und läßt Ostpreußen in den Dokumenten

seiner Geschichte und seines Wesens in seiner vollen Bedeutung für das Gesamtreich erstehen.

„Wanderungen auf den Spuren der Zeiten“ nennt Wilhelm Hansen sein neues Werk (Frankfurt, Societätsverlag mit 32 Bildseiten, 7,50 RM.). Hansen in seiner Innerlichkeit und seinem Feinsinn bekennt sich hier mit Leidenschaft zur deutschen Landschaft und zur deutschen Kunst. Die fast lyrische Zartheit des Empfindens und des Sehens und Darstellens können erheben dieses Buch zu einem hohen Rang.

Den Werdegang der modernen Türkei stellt August von Kral in seinem Buch „Das Land Kemal Atatürks“ dar (Wien, Wilhelm Braumüller. Mit einer Karte, 5,50 RM.). August von Kral hat in seiner langjährigen Tätigkeit als Gesandter Österreichs in Ankara sich eine gründliche Kenntnis der Türkei, deren Entwicklung er miterlebte, angeeignet und gibt eine lebendige Darstellung des großen nationalen Aufschwungs und der umwälzenden Reformen, die mit dem Namen Kemal Atatürks unlöslich verbunden sind.

In einem schönen Bildwerk unter dem Titel „Deutsches Volk — Deutsche Heimat“ (Bayreuth, Deutscher Volksverlag) ist ein Vermächtnis des so jäh aus dem Leben geschiedenen bayerischen Staatsministers Hans Schemm vom NS. Lehrerbund herausgegeben worden. In einer Fülle von Bildern wird das spezifisch Deutsche aus dem ganzen Reiche zusammengefaßt, aber entsprechend der volksdeutschen Einstellung wird nicht an den Reichsgrenzen Halt gemacht, sondern der gesamte deutsche Siedlungsraum in Europa erfaßt. Die fast erdrückende Fülle deutschen Kultur- und Lebenswillens kommt in einer Form zur Darstellung, daß sie schlechterdings allen eingehen muß. Das ist ein Buch, das besonders in die Hände der Jugend gehört, weil ihnen hier das Verständnis des ewig Deutschen in meisterhafter Form vermittelt wird.

Einen „Reiseführer durch die Riviera und Korsika“ gibt Hans D. Leuenberger heraus (Zürich, Rascher & Cie. 7,50 RM.), mit 600 Bildern und

50 Karten. Das Bild ist in geschickter Weise zur Aussage über die Landschaft herangezogen worden. Die Gliederung, Übersichts- und Spezialkarten und Bilder, die auch die Menschen der zu bereisenden Gegenden berücksichtigen, machen dies Buch zu einem sehr empfehlenswerten und handlichen Führer.

Mit dem vierten Bande der „Vergleichenden Länderkunde“ ist das große Werk Alfred Hettners jetzt vollendet. Der vierte Band umfaßt die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Menschheit, die Erdräume. 190 Abbildungen und viele Karten und Figuren im Text machen das Buch besonders lebendig. Die „Vergleichende Länderkunde“ Hettners gliedert sich bekanntlich nach folgenden Gesichtspunkten: im ersten Bande wurden die Erde, Land und Meer, Bau und Hauptformen des Landes behandelt, im zweiten Band die Landoberfläche, im dritten die Gewässer des Festlandes und die Klimate der Erde. Das Ganze ist ein Standardwerk deutscher Wissenschaft (Leipzig, B. G. Teubner. 14 RM.), das in jeder Hinsicht wegen seiner exakten wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und der großen Gesichtspunkte, aus denen heraus es entstanden ist, Empfehlung verdient.

D. R.

Biographien

E. G. Erich Lorenz zeichnet ein Bildnis Alexanders des Großen (Berlin, R. Hobbing. 5,80 RM., mit 4 Bildtafeln), und Walter Görlitz schildert nach antiken Quellen „Hannibal“ als Feldherrn, Staatsmann und Menschen (Leipzig, Quelle und Meyer. 4,80 RM.). Beide gehen davon aus, hinter den geschichtlichen Taten die Persönlichkeit zu finden und verständlich zu machen, warum gerade diese Menschen, der eine in unerhörtem Siegeslauf Reiche zerstörte und schuf, der andere das römische Weltreich in seinen Grundfesten zum Erbeben brachte. Beiden Büchern gemeinsam ist die sichere Beherrschung der Quellen, und beide Verfasser verstehen es, ein lebendiges Bild der beiden großen und tragischen Persönlichkeiten zu zeichnen.

Von Ernest Renans „Paulus“ ist eine neue Übersetzung von Erich Franzen erschienen (Berlin, S. Fischer, mit neun Bildern und einer Karte. 7,50 RM.). Peter Meinhold und Heinrich Lammers haben in sehr gründlicher Arbeit Erläuterungen nach dem neuesten Stand der theologischen Forschung gegeben. Die Zeit des „Leben Jesu“ ist so lange vorbei, daß man nur schwer noch die damalige erregende Wirkung des Buches versteht. Aber Renans Paulus-Biographie geht uns durchaus etwas an. Sie war seinerzeit als dritter Band von Renans siebenbändiger Geschichte der Anfänge des Christentums erschienen. Die Bearbeiter, Peter Meinhold und Heinrich Lammers, haben auch die Teile der Kirchengeschichte mit herangezogen, die als Ergänzung zu der Wirksamkeit des Apostels dienen können. Diese Übersetzung ist durchaus zu begrüßen, denn es tut wahrlich not, die leidenschaftliche Diskussion um die Persönlichkeit des Apostels auf exakte Grundlagen zu stellen. —

Paul Sabatiers „Leben des Heiligen Franz von Assisi (Zürich, Rascher & Cie.), das 1919 erschien, liegt jetzt im 7. bis 8. Tausend in der deutschen Übertragung aus dem Französischen von Margarete Lisco vor. Bekanntlich ist Sabatier der rührenden Gestalt des großen Heiligen in einer Weise gerecht geworden, daß niemand ohne innere Berührung das Buch lesen kann. Denn neben gründlichem Studium und seiner innerer Zurückhaltung führte ihm die Liebe zu diesem einzigen Heiligen die Feder.

Das berühmte Lebensbild „Otto von Bismarck“, das Erich Marcks, der große Historiker, schrieb, liegt in neuer Ausgabe mit zwölf Bildtafeln vor (Stuttgart, J. G. Cotta, 4,80 RM.). Das Buch hat die ganze Frische seiner packenden Darstellung, seiner Klarheit und seiner Herzenswärme ohne jeden Abstrich auch für unsere Tage bewahrt. Genaueste geschichtliche Kenntnisse, hohe Meisterschaft des Stils und das innere Beteiligtsein des Schreibenden machen seine großen Vorzüge aus.

René Fülöp-Miller hat in seinem neuen Buche seine außerordentliche und eindringliche Kraft der Charakterisierung, der großen Linienführung und der packenden Darstellung an einer der stärksten Persönlichkeiten versucht, die je auf dem Stuhl Petri gesessen haben: Leo XIII. (Zürich, Rascher & Cie.). Geboren als Graf Joachim Pecci, gelangte Leo XIII. in einem Lebensalter, das nahe der Vollendung war, auf den päpstlichen Stuhl, und es war schon ein Wunder zu nennen, wie der Geis nicht nur die Pflichten seines hohen Amtes bis ins Letzte erfüllte, sondern richtunggebend für die gesamte kirchliche Entwicklung wurde. Er war und ist die leibhaftige Verkörperung des modernen Katholizismus, über den und seine Idee die katholische Kirche im wesentlichen nicht hinausgekommen ist. Er überbrückte die Kluft, die sich zwischen Kirche und dem gewaltig sich entfaltenden Leben der Menschheit aufgetan hatte, und zog als erster auch die große soziale Frage in den Kreis der Kirchenpolitik. Das Buch ist eine umfassende Auseinandersetzung über die Macht der Kirche in ihrem Verhältnis zu den Gewalten des staatlichen und politischen Lebens. Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß die katholische Kirche es Leo XIII. zu verdanken hat, wenn sie heute mit Verständnis das Ringen mit den neuen Ideen und Problemen durchführt, ohne dabei ihren festen, traditions-sicheren Standpunkt grundsätzlich zu verlassen.

Von Generaloberst von Seeck's „Gedanken eines Soldaten“ ist eine erweiterte Ausgabe erschienen im 35. bis 40. Tausend (Leipzig, R. F. Koehler). Unveröffentlicht war bisher der neu aufgenommene Aufsatz „Offizierserziehung“, neu hinzugekommen sind die an anderer Stelle veröffentlichten Arbeiten: Clausenitz, Mackensen, Freikorps und Reichswehr, und Persönlichkeit und Idee im Feldherrntum. Man fühlt auch heute wiederum die Wirkung, die in einer schwächlichen Zeit beim ersten Erscheinen dieses Buches von ihm ausging, in unverminderter Stärke. Denn bei der ganzen äußeren Kühle

dieses genialen Soldaten, die alle Fragen und Probleme in soldatischer Klarheit anging, meldet sich ein Herz, das von einer großen Leidenschaft brennt, sie aber zu beherrschen weiß.

In ergänztem und verbessertem Neudruck ist der Briefwechsel Hofmannsthal-Wildgans erschienen, herausgegeben und kommentiert von Joseph von Bradisch. (Zürich, The Franklin Press). Bradisch schrieb eine Einführung und ausführliche Anmerkungen zu den 43 Briefen zwischen Hofmannsthal und Wildgans. Auch zwei Briefe von Richard Strauß sind beigelegt. Die Veröffentlichung ist durch ihre literarhistorische wie ihre menschliche Bedeutung vollauf gerechtfertigt. D. R.

Musik

Die Rede, die Richard Benz zum 22. Bachfest der Neuen Bachgesellschaft zu Leipzig gehalten hat, ist im Druck erschienen (München, C. H. Beck). Diese meisterhafte Rede, die Bachs Sendung für unsere Welt und unsere Stellung zu Bach in Ehrfurcht und Demut untersucht, hat er nach einem Worte Wackersroders als Dienst an dem Unsichtbaren, das über uns schwebt und das Worte nicht in unsere Gewalt herabziehen können, in hohem Rhythmus gehalten. Hans Zurlinden hat eine Biographie von Wolfgang Graefer (München, C. H. Beck. Zwei Bildbeigaben) geschrieben. Den Lesern der „Deutschen Rundschau“ ist dieser viel zu früh Vollendete, viel Versprechende, dessen Tod der ganzen musikalischen Welt einen unerseßlichen Verlust bedeutet, kein Fremder. Ein Schweizer Freund hat sein Werk hier gewürdigt. Es ist bekannt, daß wir ihm die Wiedererzählung von Bachs „Kunst der Fuge“ verdanken. Sein Leben verlief, wie nur das Leben der ganz Begnadeten und darum unter dem Geseß der großen Tragik Stehenden verläuft. Zurlinden wird der einzigartigen Persönlichkeit Wolfgang Graefer's mit Wärme gerecht.

Das Herz jedes wasserbefahrenen Menschen schlägt freudig und lebhafter, wenn er Konrad Legtmeiers prächtige

Sammlung „Alte Seemannslieder und Chanties“ zur Hand nimmt (Hamburg, Ernst Hauswedell. 3,50 RM.). Hier ist ein einzigartiges Gut bewahrt worden in sorgfältiger Zusammenstellung von sechzig Seemannsliedern aus Deutschland, England, Norwegen und Schweden. Diese Lieder, die nur auf der See und bei ihren Menschen geboren werden konnten, sind eine unbeschreibliche Mischung von der Größe und Wildheit des Meeres, der harten Arbeit an Bord, den wilden Helden der See: den Abenteurern und Piraten, und einer erstaunlichen Dosis von Sentimentalität. Die einzig mögliche Begleitmusik liefert die Handharmonika. Das alles zusammen gibt den unaussprechlichen Reiz wieder, den das Geseß aller Seebefahrenden in sich trägt. Man muß dem Sammler und Herausgeber aufrichtig für seine Arbeit danken, denn mit dem Schwinden der Segelschiffahrt wird auch ein gut Stück dieser Poesie vergessen werden. Sehr hübsch ist es, daß Alfred Mahlau achtzig Federzeichnungen beigegeben hat, die aus tiefer, innerer Verbundenheit heraus und in seinem Humor mit jedem Strich charakteristisch die sonderbare Welt zu Wasser treffen.

Ein Liederbuch für den Tageslauf, für Feste und Feiern hat Gustav Schulten herausgegeben: Der Ring (Potsdam, L. Voggenreiter, mit siebzehn Bildern nach alten Holzschnitten. 1,80 RM.). Er hat sich mit Erfolg bemüht, aus allen Lebenskreisen unseres Volkes die besten

Lieder zu sammeln, neben altem Gut steht in unsern Tagen Gewachsenes. Melodien sind überall beigegeben. Das Büchlein möchte seine Verbreitung in allen Gemeinschaften finden. D. R.

Geschenkbüchlein

Ernst Heimeran hat schon so oft bewiesen, daß er Sinn für das wirklich Wertvolle hat und daß er auch Entfernteres in reizvoller und origineller Weise mitzuteilen versteht. So freuen wir uns des „Glückwunschkuchens für alle Gelegenheiten“, in dem er in überwältigender Kenntnis aus Zeiten, da die Menschen mehr innere Ruhe und Mut zum eigenen Gefühl hatten, Glückwünsche in Prosa und Poesie zu allen nur denkbaren Gelegenheiten zusammengestellt hat. Das Büchlein ist nicht nur reizvoll zu lesen, sondern es kann durchaus die Ehen mancher Leute überwinden helfen, im geeigneten Augenblick und dann, wenn die anderen es brauchen, Wärme und Zuneigung zu zeigen. — Ein anderes Büchlein, „Die Verlobung“ (gleichfalls München, Ernst Heimeran), gibt wortgetreu nach dem Original das Tagebuch eines schlesischen Fräuleins aus dem Jahre 1870, das in großer Aufgeschlossenheit die Liebesgeschichte, die Verlobung, die Herzensnöte und endlich die fliegende Angst der Braut um den Geliebten wiedergibt, als der Krieg ihn in seinen harten Bann zog. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Klinghardt, Frankfurt/Main. — Felicitas v. Reznicek, Berlin. — Dipl.-Ing. Walther Parey, Berlin. — Dr. Hans Grimm, Klosterhaus Lippoldsb. berg, Weser bei Bodensfelde. — Joachim Günther, Hohenneueudorf bei Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung herben. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Die Kirchen Roms

Unter diesem Titel hat F. K. Zimmermann prächtigen Wiedergaben auf dreihundert Bildern kirchlichen Bildwerke Roms in meisterhafter, klarer geschichtlicher und kultureller Einführung ihrem Wesen und Sein dargestellt (München, Piper & Co., 8,50 RM.). Von den ältesten Zeiten, den Katakombenbauten, bis zu den herrlichen Schöpfungen des großen Barock erstreckt sich das Buch wie in sehr sorgfältig ausgewählten charakteristischen Einzelheiten das Bild des christlichen Roms. Die großen Maler kommen ebenso zu ihrem Recht wie die großen Architekten. Zimmermann stellt es, aus seiner tiefen Kenntnis der großen Zusammenhänge neben dem äußeren Bilde, in dem die Sehnsucht und Streben so vieler Generationen ihren Ausdruck schuf, auch das Wesen und die Geistesgeschichte dieser großen christlichen Kunst zu deuten. Die Bilder führen am Schluß auch in das heutige kirchliche Leben Roms. Die Ausstattung des Buches und die Wiedergabe der Bilder stehen auf der Höhe, die wir sie von dem Verlage K. Piper & Co. gewohnt sind.

D. R.

Diesem Heft liegt eine Werbeschrift der Quarz-
mpen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. Main
i. Wir weisen unsere Leser hierauf hin und bitten
rner um Beachtung der außerdem beiliegenden
ichprospekte der Verlage B. G. Teubner, Leipzig
d Ernst Rowohlt, Berlin W 50.



Mercedes
Prima

Spielend leicht, sauber
und schnell erledigen Sie alle Schreibarbeiten auf der
Mercedes „Prima“-Kleinschreibmaschine. Verlan-
gen Sie Auskunft über
die Vorzüge und die



günstigen Zahlungs-
bedingungen von der

UHRMASCHINEN-WERKE A. G. Mercedes ZELLA-MEHLIS IN THURINGEN

Zwei neue billige Bildbändchen

Die Olympischen Spiele

einst und jetzt

Von Franz Hilker

40 Seiten Text und 45 Abbildungen
auf Kunstdrucktafeln

Schauplatz und Verlauf der Olympischen Spiele im Altertum und ihre Wiedererweckung in der Gegenwart werden in 45 Darstellungen aus der antiken Kunst und der Neuzeit veranschaulicht. Im modernen Teil ist neben einigen Bildern zur Geschichte der Olympischen Spiele in der Neuzeit besonderer Wert auf die Veranschaulichung der für die Olympischen Spiele von 1936 in Deutschland errichteten Bauten und Kampfplätze gelegt worden. Die nationale Bedeutung im Altertum wie in der Neuzeit wird deutlich.

Deutsche Gymnastik

Von Franz Hilker

44 Seiten Text und 40 Abbildungen
auf Kunstdrucktafeln

Die Bilder veranschaulichen die fünf Arbeitsgebiete der Deutschen Gymnastik: Grundschulung der Bewegung, Haltungsschulung, Bewegungs-entwicklung, Bewegung und Gerät, Bewegung und Gestaltung. Einige der bekanntesten Lehrstätten der Deutschen Gymnastik werden ebenfalls abgebildet. Der Textteil zeigt außer den Bilderläuterungen die geistige Haltung der „Deutschen Gymnastik“ und gibt weiterhin eine knappe Darstellung der Entwicklung von den ersten Versuchen im 19. Jahrhundert bis heute.

Preis je 90 Pf. geb.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Deine Muttersprache, Deutscher, halt' in Ehren!

Deutscher Sprachspiegel

Worte deutscher Männer und Frauen über unsere Sprache

Gesammelt von Werner Schulze und Max Wachler

Ganzleinenband mit Silberprägung 1.80 RM.

★

Der deutschen Sprache Ehrenkranz

Gedichte zum Preise der deutschen Sprache

Ausgewählt von Richard Jahnke

Ganzleinenband mit Goldprägung 1.80 RM. · Pappband 1.50 RM.

★

Gestalten und Gedanken

aus der Geschichte des Deutschen Sprachvereins

Festschrift zur Fünfzigjahrfeier

Von Theodor Hüppens

Steif geheftet 1.80 RM.

★

Muttersprache

Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Probehefte kostenlos

Verlag des Deutschen Sprachvereins

Berlin W30, Nollendorfstraße 13/14

*Josef Magnus Wehner
gestaltet das naturhafte elementare Gegenstück zu dem
technischen Kriege vor Verdun in seinem Roman:*

Stadt und festung Belgerad

In Leinen geb. RM. 4,80

Der neue Roman Josef Magnus Wehners wird der große Roman des Krieges an der Donau werden. Noch keiner der österreichischen und deutschen Dichter hatte bisher die Kraft dazu, jenes heroische Geschehen zu gestalten, keiner wohl auch den Mut, mit der großen Wahrhaftigkeit eines ehrlichen Herzens Freund und Feind aus jenen blutwilden Tagen mit eherner Gerechtigkeit zu schildern. Wehner hat die Kraft und den Mut und die versöhnende Gnade des Dichters. Wie wächst da die Landschaft auf! Man spürt das Leben von Wasser, Steppe und Gebirge, die „lichtstille Wildnis“ des seenhaften Stromes, die Schauer ihrer Einsamkeiten im Herbst. Man hört den wilden Kossawasturm, wie er Schiffe und „schwarze Wasserfäulen“ weit in das Land wirft, erlebt die mythische Macht des Steppengewitters über marschierenden Kolonnen; und ist von einer seltsam dunkelglühenden Liebesgeschichte bezaubert, in der eine junge Zigeunerin steht, rätselvoll wie die Steppennacht vor dem Frühlingssturm... Und schon stürzt, wie der Kossawasturm nicht jähler dich hineinschleudern kann, der brennende Atem des Dichters dich in das unerhörte Geschehen vor 20 Jahren, da die vereinigten Armeen der Deutschen und Österreicher gegen Belgrad stürmten, mitten in den größten kriegerischen Flußübergang der Weltgeschichte. Das ist so herrlich, so mitreißend erzählt, daß einem das Herz mitstürmt.

Münchener Zeitung

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Unentbehrliche Schriften zur volksdeutschen Frage

Statistisches handbuch des gesamten Deutschtums

Von Wilhelm Winkler, Direktor des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien. Herausgegeben im Auftrage der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Verbindung mit der Deutschen Statistischen Gesellschaft. In Leinen geb. RM. 10.—

Mit allen Mitteln der statistischen Wissenschaft geschaffen, ist dieses Werk doch nicht trockenes Zahlenmaterial, sondern der verbindende Text gibt ein lebendiges Bild des gesamten Deutschtums: politische und soziale Verhältnisse, Geschlechts- und Altersgliederung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Berufs- und Betriebsstatistik, kurz alle wichtigen Belange der Deutschen in allen Staaten der Erde finden in diesem einzigartigen Werke die erste zusammenfassende und grundlegende Darstellung.

Der neue Herr von Böhmen

Eine Untersuchung der politischen Zukunft der Tschechoslowakei.

Von Dr. Gustav Peters. Kartonierte RM. 3.—

Die Probleme der Tschechoslowakei, die durch deren Lage in der Mitte Europas und durch die Zusammenfassung verschiedener fast gleich starker Volksteile in einem Staate von besonderer Schwierigkeit sind, finden in diesem Buche eines Sudetendeutschen eine gerechte Beurteilung, und der Verfasser macht Vorschläge für die zukünftige staatliche Gestaltung, die in allen Lagern größtes Aufsehen erregt haben.

Die Verfassung des Memelgebietes

Von Albrecht Rogge, Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Preis RM. 10.—

Das grundlegende Werk über die Rechtslage des Memelgebietes, das Litauens Gewaltpolitik ins klarste Licht setzt.

Die kirchliche Rechtslage der deutschen Minderheiten katholischer Konfession in Europa

Von Dr. Theodor Grentrop, S. V. D., Handbücher des Ausschusses für Minderheitenrecht. Kartonierte RM. 11.—

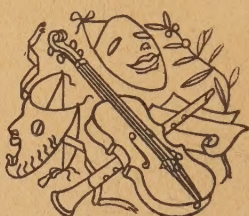
Diese Sammlung der die Kirche betreffenden Gesetze aller europäischen Staaten, in denen deutsche Minderheiten leben, gibt ein anschauliches Bild der heutigen Kulturlage Europas. Die Unterteilung des Stoffes nach den einzelnen Staaten und innerhalb dieser nach Völkerrecht, Konfessionsrecht und Staatskirchenrecht, Kanonisches Recht macht die Sammlung klar übersichtlich.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H. BERLIN

Begeisterte Urteile über MEYERS OPERNBUCH

Einführung in die Wort- und Tonkunst unserer Spielplan-Opern
von Otto Schumann. 544 Seiten mit 277 Notenbeispielen

In Ganzleinen gebunden 4.80 RM.



Man denke sich einen guten Freund, der geistreich ist und jede Oper kennt, der spannend, lebendig und humorvoll von seinem Theaterbesuch zu erzählen weiß, und selbst wenn er schweigt, noch etwas damit meint: das ist Meyers Opernbuch.

(Reichssender Leipzig, 25. 11. 1935)

Ich habe mit wirklichem Genuß und in wunderbarer Andacht einen Abend in Ihrem Opernbuch gelesen. Bekanntes und oft Gehörtes wurde mir dabei erst voll verständlich und ich freue mich heute schon auf meinen nächsten Opernabend. Ich werde dieses Buch sehr warm weiterempfehlen.

*(Prokurist Otto Britsche,
Magdeburg, Kaiser-Friedrich-Straße 24, 18. 11. 1935)*

Beim Durchblättern bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es sich um ein Werk handelt, welches eine bedenkliche Lücke auszufüllen vermag.

*(Stadtrat Hauptmann, Leiter der NS.-
Kulturgemeinde, Leipzig, 21. 11. 1935)*

Inhalt und geistige Haltung ganz hervorragend.

(Intendanz des Stadttheaters Freiburg)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG